

Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge

Gehet hin  
und  
machtet  
euch der  
erde  
zugetan

**Zur ursprünglichen Bedeutung des Begriffs «Wirtschaft».**  
Bernhard Heindl. Seite 3

**Von Kühen und Franken.** Jakob Weiss. Seite 7

**«Wärme durch soziale Kompetenz und sinnvolle Arbeit.»**  
Wendy Peter. Seite 10

**Small is beautiful oder: Selbstversorgung durch Vielfalt.**  
Markus Schär. Seite 13

**Machtet euch der Erde zugetan!** Claudia Capaul. Seite 17

**Der Biolandbau und die «Mutter Erde».** Nikola Patzel. Seite 18

**Die Bauern sollen es stellvertretend für die Gesellschaft richten?** Georges Stoffel. Seite 21

**Lied der Erde.** Seite 23

**Das Bioforum in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.**  
Werner Scheidegger. Seite 24

**Unterstützen, Mitmachen und Beispiele schaffen!**  
Markus Lanfranchi. Seite 26



**Liebe Leserin, lieber Leser, willkommen in der Frühsommerausgabe von «Kultur und Politik»!**

**Markus Schär.** Dieses Heft hat keinen bestimmten Themenschwerpunkt. Es beinhaltet auch keine völlig neuen Erkenntnisse zur Problematik unserer heutigen Gesellschaft. Aber es versucht, das Wesentliche daran einmal mehr zu ergründen und verständlich zu vermitteln. *(Land)Wirtschaften* – um was geht es da heute, und worum sollte es eigentlich gehen? *Energie* – auf welcher Grundlage fusst unsere Technikkultur (auch in der Landwirtschaft) und wohin verleitet uns diese? Die *Erde* – welche Beziehung haben wir persönlich und gesellschaftlich zu ihr, und was tun wir ihr und uns dadurch an oder zugute? Alles fundamentale Fragen, mit denen sich das Bioforum schon lange befasst.

**Das Problem ist nicht, dass wir vom Bioforum immer wieder die selben Fragen stellen. Sondern, dass die durchaus vorhandenen Erkenntnisse daraus offensichtlich bis heute keine gesamtgesellschaftlich relevanten Veränderungen im positiven Sinn nach sich gezogen haben.** Die Biobewegung hatte zwar durchaus gesellschaftliche Folgen. Was aber nicht geschehen ist, das ist ein gesellschaftlicher Paradigmenwechsel zu einem Wirtschaften *mit* der Natur. Die Gründe dafür, warum das so ist, sind angeblich abstrakt, komplex und umstritten. Von Akkumulations- und Konsumzwang, Verwertungslogik, Profitrate, Zinseszins und Besitzverhältnissen ist die Rede – sicher nicht zu Unrecht. Aber diese Schlagworte suggerieren ein *perpetuum mobile* von gesichtslosen Strukturen, Verhältnissen und Mechanismen. Vergessen geht dabei, dass hinter all dem letztlich immer Menschen

stehen – wohlgeehrt: ausgestattet mit handfesten Interessen, mit politischer Macht, mit Geld und auch mit Waffen. Sie können sich hinter Ämtern, Institutionen, Konzernen und ihren Sachzwängen verstecken. **Aber es sind Menschen, und sie könnten auch anders – wir könnten auch anders.** Bei aller vermeintlichen Ohnmacht: Die Möglichkeit, Veränderungen herbeizuführen, liegt darin begründet, dass ihre Macht und Ungerechtigkeit nichts Starres, Stabiles sind – Macht muss stets von Neuem gefestigt werden, was misslingen bzw. von anderen organisierten Menschen aktiv durchkreuzt werden kann.

Es gibt Bücher (und Filme), die dem schwer fassbar schleichenden Zerstörungsprozess der nicht-kapitalistischen Lebenswelt ein Gesicht verleihen. Diese Erzählungen zeigen auch die Chancen des Widerstandes, der sich Auflehnenen. Lesen Sie **«Spätholz»**, den eindrücklichen Roman von Walther Kauer. Darin wehrt sich der alte Tessiner Bauer Rocco Canonica bis zum Äussersten dagegen, dass nach einem verlorenen Gerichtsverfahren sein Nussbaum gefällt werden soll – um dem zugewanderten Villenbesitzer, der ihn über den Tisch gezogen hat, freien Blick auf den See zu verschaffen. Die Geschichte über diesen asymmetrischen Konflikt zeigt beispielhaft die Zerstörung einer traditionellen bäuerlichen Kultur der Notwendigkeit und des (harten) Lebens mit der Natur durch eine die Natur ver- und missachtende Kultur der Ausbeutung und Kolonisierung.<sup>1</sup> Oder lesen Sie die Geschichte **«Vom Wert des Geldes»**<sup>2</sup> von John Berger, wo Marcel, der philosophische Bauer, den Traktor als Inbegriff und Werkzeug des «Fortschritts» ablehnt, der die Zerstörung seiner Lebensweise bedeutet und mit sich bringt. Bedroht in seinem bäuerlichen Selbstverständnis, wird Marcel auch noch dafür gebüsst, dass er die staatliche Begrenzung der Schnapsherstellung missachtet, weil er eine ausserordentlich gute Apfelearte

hatte. Um die zwei Inspektoren mit den Härten des bäuerlichen Lebens, das von den Behörden mit Füßen getreten wird, zu konfrontieren, entführt er sie. Marcel will damit erreichen, dass die Beamten die historische Ausbeutung der BäuerInnen durch Obrigkeiten erkennen, er will zu ihnen von Gerechtigkeit sprechen. Der Chefinspektor hingegen, durchdrungen von der Logik des Geldes, versucht sich freizukaufen: **«Wieviel verlangen Sie? [...] Sie müssen wissen, dass wir mehr verstehen vom Wert des Geldes als Sie.» «Vom Wert des Geldes!» schreit Marcel, «vom Wert des Geldes!»**

In diesen Erzählungen wird Geschichte konkret, die Ungerechtigkeit fassbar. Im Alltag entpuppt sich die Logik des «Fortschritts» nicht für alle als Lebenserleichterung, sondern je nach Standpunkt auch als ihr Gegenteil: als Zwang gegen den, der sich dem «Fortschritt» nicht fügen will.

Ebenso gilt aber – und das ist noch wichtiger: Auch hinter jeder hoffnungsvollen Entwicklung stecken menschliche Akteure. **Schon lange und immer wieder gibt es diverse «Mikro-Welten», in denen Ansätze eines Gesellschafts- und Wirtschaftsmodells jenseits von Ausbeutung und Unterdrückung erprobt werden, von engagierten und tatkräftigen Menschen.** Erkennt man die Kraft gesellschaftlicher Veränderung «von unten», so sind diese «Mikro-Welten» und deren Schaffenden höchst interessant – sofern sie sich nicht sektiererisch und abschottend gebärden, sondern gesellschaftliche Anknüpfungspunkte bieten. Uns von «Kultur und Politik» ist es wichtig, diesen Projekten und den dahinterstehenden Personen Raum zu geben, ihre «Gegenwelten» auf zukunftsweisende Elemente hin zu untersuchen und sie bekannt zu machen. Ich wünsche Ihnen viel Aufnahmefähigkeit beim Lesen dieser Nummer, in der Hoffnung, sie habe einen hohen Nährwert, viele Vitamine und auch diverse Spurenelemente. ●

Das **Bioforum Schweiz** ist einer nachhaltigen Landwirtschaft verpflichtet. Im Biolandbau sehen wir die zukunftsfähigste Form von Landbewirtschaftung. Dafür müssen alle Menschen guten Willens zusammenspannen. Auch Sie können uns unterstützen mit **einer Spende, einer Schenkung, einem Legat, einer Erbschaft.**

**Konto Schweiz:** PC 30-3638-2, Bio-Forum Möschberg/Schweiz, 3506 Grosshöchstetten.

**Konto Deutschland:** Sparkasse Ulm, Konto-Nr.: 83 254, Bio-Forum Möschberg. Bankleitzahl 630 500 00, BIC-Code SOLADES1 ULM

<sup>1</sup> Die Bioforum-Beirätin Veronika Bennholdt-Thomsen hat aus sozialwissenschaftlicher Perspektive schon viel Erhellendes über diesen Kulturkonflikt geschrieben. Vgl. z. B. «Geld oder Leben. Was uns wirklich reich macht» (2010) oder «Eine Kuh für Hillary. Die Subsistenzperspektive» (1997).  
<sup>2</sup> In: «SauErde» (1979).

# Zur ursprünglichen Bedeutung des Begriffs «Wirtschaft»

«Die Wirtschaft» scheint heutzutage weitgehend als Motor der gesellschaftlichen Entwicklung zu gelten, wobei uns Wirtschaftswachstum, Wettbewerb und Konkurrenz quasi als Naturgesetze verkauft werden. Doch welchen Sinn hat das Wirtschaften eigentlich? Welche Bedeutung hatte es früher? Und vor allem: Woran müsste sich das Wirtschaften orientieren, damit wir die ausbeuterische, zerstörerische Lebensweise der Gegenwart überwinden könnten? Der Philosoph und Bioforum-Beirat Bernhard Heindl geht diesen Fragen auf den Grund.

**Bernhard Heindl.** *Vorbemerkung:* Wenn etwas dahinsiecht, kann nur eine Kur weiterhelfen. Soll sie die richtige sein, muss man in Erfahrung bringen, was den «Patienten» krank gemacht hat und wie ihm künftig zu helfen sei. Daher versucht ein Arzt dreierlei: Er erstellt eine «Anamnese», bringt auf dieser Basis eine «Diagnose» zustande und schlägt aufgrund derselben eine «Therapie» vor. Daraus ergibt sich folgender Dreiklang:

## Anamnese

Anamnese heisst soviel wie Erinnerung. Daher gilt es, sich zuerst ins Gedächtnis zu rufen, **was das Wort «Wirtschaft» früher (als es sozusagen noch jung und kräftig war) einmal geheissen hat. Man wird daraus erkennen, dass das, was man heute darunter versteht, das gerade Gegenteil davon ist.** Also dürfen uns die Auswirkungen dieser Begriffsverwirrung nicht wundern. Sie sind die Folge dessen, was alles auf den Kopf gestellt worden ist, sodass wir heute die Aufgabe hätten, es wieder auf die Füsse zu bringen und den Boden darunter zu stärken, statt weiter wie besessen ins Bodenlose vorwärts zu stürmen.

Das Wort «Wirtschaft» kommt aus der alten Sprachwurzel \*uer (*waer*), woher auch unsere «Währung» stammt. Das Griechische setzte dem Wort seinerzeit ein «f» voraus und bezeichnete damit ein «Festmahl» (*feronos*). Ein solches bereitet man einem Fremden (*xenos*), den man als Gast behandelt, indem man die Zusammenkunft mit ihm feiert und durch das Geniessen gemeinsamen Mahls zu «Genossen» wird, d. h. am Tisch miteinander Frieden schliesst. Damit sind wir schon beim Gasthof und dem, was der Gast dort erwarten darf: Dass

ihm nämlich möglichst gut «aufgewartet» wird. **«Wirten» und «warten» (im doppelten Wortsinn) gehörten also ihrem ursprünglichen Sinn nach zusammen.** Darin war der Bauer jener «Wirt» des Landes, der (so gut er konnte) «wartete», d. h. hegte und pflegte, was ihm an Grund und Boden zur Obhut anvertraut worden war. Dagegen waltete im Inneren und im Zentrum der «Wirtschaft» (d. h. in dem Haus und Hof, auch oft «Anwesen» genannt) die «Wirtin» ihres Amtes. So heisst es z. B. bei Peter Rosegger noch 1895: «Im Bauernstübel geht die Nachbarin aus und ein und *wirthet* beim Herd und in den Kästen und Schränken als ob sie da zu Hause wäre». Der Dichter kannte also noch am Ende des 19. Jahrhunderts den Sinn des «Wirten», wie er seit jeher im Gebrauch gewesen war. Und die Engländer kennen ihn bis heute, wobei freilich ihr alter Begriff für «Wirtschaften» (*husbandry*) inzwischen von der *new economy* gänzlich überlagert und vom Weltmarkt völlig verdrängt worden ist. *Husband* war der ans Haus gebundene (verheiratete) Mann, dem als dem Herrn über Grund und Boden die Frau als Hausherrin zur Seite stand, weil nur beide gemeinsam den Hof «bewirtschaften» konnten.

**Diesem ursprünglichen Wortsinn entsprechend hiess der zentrale Grundsatz der alten Staatslehre (bis Adam Smith): *pecunia emittenda est: «Geld [oder was man sonst an Kleinvieh (*pecunia*) und dazugehörigem Mist in petto hat,] ist dazu da, ausgegeben zu werden».*** Der Zweck der Botschaft war klar, die Zielrichtung deutlich. Heute lautet die Devise bekanntlich umgekehrt: «Wir müssen sparen». D. h. so wenig wie möglich ausgeben (nichts und niemanden «bewirten», es sei

denn, dass man daraus Profit schlagen kann), dagegen so viel es geht zusammenraffen und das Gehamsterte möglichst gut versteckt horten (Wert steigern). Wie konnte es zu dieser Perversion des Wirtschaftens kommen?

Zur Antwort braucht es davor noch einen Hinweis: Das Substantiv «Wirtschaft» kam erst spät ins Deutsche. Es wurde dort nicht vor dem 14. Jahrhundert heimisch. Natürlich schleppten die Kleriker das Wort aus dem Lateinischen ein und übersetzten damit den «Ungebildeten», was sie selbst *oikonomia* nannten. Sie verstanden darunter aber nicht (nur, wie einst die Griechen und andere Heiden) eine ganz profane «Haushaltskunde», sondern **das nötige Wissen zum richtigen Besorgen – nicht jeden beliebigen Krimskrams, sondern: des wahren Schatzes der Menschen.** Dieser konnte aber nach dem Verständnis der Kirche nicht «von dieser Welt» – und von niemand Anderem als vom Herrn «darüber» – auf uns gekommen sein. Dessen Stellvertreter hienieden hatten die Aufgabe, dieses vom Himmel gefallene Geschenk auf Erden bestmöglich zu hüten, d. h. zu «bewirtschaften». Demnach waren die Priester als die «Verwalter» (*distributores*) des ihnen anvertrauten Gutes, das der Kaiser mit seinem Schwert zu verteidigen hatte, die eigentlichen Repräsentanten aller «Ökonomie». Das darin Wertvollste – d. h. gänzlich Unbezahlbare – war natürlich jenes Sakrament, das dem Kirchenvolk am Gaben- und Opfertisch des Herrn von seinen Stellvertretern bei der Messe ihm zu Ehren «aufgewartet» (gespendet) wurde. Was also die Kirchgänger jeden Sonntag beim Abendmahl «genossen», daran sollte auch ihre Seele «genesen» und sie insgesamt am gemeinsam beschworenen Frie-



Die wundersame Geldvermehrung.

©Waldah; Quelle: Wiki Commons

den «heil» werden (gesunden). In diesem Sinn predigte z. B. Tauler, der Mystiker des 14. Jahrhunderts, der seine Gedanken bereits auf Deutsch verfasste: «Wirtschaften: das ist das heilig Sakrament unseres Herrn Lichnams...», der in der *fruitio Dei* (dem «Genuss Gottes») zusammen verzehrt wurde. Dabei sollte man sich an den also symbolisch Geopferten mit den Worten wenden: «Ich bitt' dich Herr, dass mich diese *Wirtschaft* [gemeint ist das Abendmahl!] erlös von meinen Ängsten». Ähnlich heisst es später bei Luther: «Ist das net eine fröhlich *Wirtschaft*, dass der Bräutigam [Christus] das arme Hürlein [die Seele] zur Ehe nimmt [= sich mit ihr im «Genuss» vereint]?» Luther verwendet das Zeitwort «wirtschaften» überhaupt noch ganz und gar synonym mit «hochzeiten», d. h. dem Akt des sich Vermählens und was mit dieser Verbindung einhergeht. Damit sind wir wieder beim *hus-band*.

Im Zuge der beginnenden Säkularisierung zur Zeit der Renaissance geht freilich die religiöse Bedeutung des «Wirtschaftens» als einem heilsamen Hochzeiten nach und nach verloren. Nun erstreckt sich der Begriff immer mehr auf rein weltliche Belange. Aber nicht, ohne dabei noch etwas vom uralten Sinn ins neue Verständnis mit herüberzunehmen. Darin wird das Wirtschaften nun die Aufgabe jenes «Verwalters» eines Gutes (*villicus*), den man auch Kustos nennt. **Seine Pflicht besteht darin, die ihm anvertrauten Güter seines Herrn so zu bewirtschaften, dass sie letzterem einen «Fruchtgenuss» (Gewinn, *fruitio*) abwerfen.** Dieser «Pfleger» (= der «Wirtschaftler») bestellt sowenig sein eigenes Haus wie einst der Pfarrer die ihm übertragene Gnade: Sie ken-

nen keine «Privatwirtschaft», sondern handeln beide im Auftrag ihres Vorgesetzten. Denn ein «wahrer Herr» hat schliesslich Anderes (Besseres) zu tun als zu wirtschaften und zu managen, was er hat: Er muss herrschen und – wenn er gütig und gnädig ist – als Regent gegenüber seinen Untertanen spendabel sein. Wie? Am besten so, dass er mit vollen Händen Geld in die Menge wirft und damit seinen «Segen» unter die Leute bringt. Denn er ist dann ein guter Herr, wenn er grosszügig ausgibt, was ihm sein Pfleger an Einkünften verschafft hat. Es versteht sich von selbst, dass dieser dazu seinerseits wiederum die Bauern und andere Untertanen nach Strich und Faden ausquetschen muss. Übt er dieses Geschäft zufriedenstellend aus, dann «bewirtschaftet» er das Gut seines Herrn gut. D. h. so effizient, dass es Letzterem einen möglichst hohen Gewinn einbringt, von dem er ein bisschen etwas zu seinen Untergebenen hinabtröpfeln lässt, welchen *trickle down*-Effekt man noch heute von «der» Wirtschaft erwartet. Gegenüber dieser Prozedur tritt die alte «Wirtin» von dieser Zeit an immer mehr in den Hintergrund. Sie verschwindet schliesslich fast völlig in dem Eck, wohin sie immer entschiedener abgestellt wird. Z. B. von der Aufforderung Goethes: «Die Mädchen sollen zu Wirtschaftlerinnen erzogen werden. Denn sie werden zuständig und verantwortlich für die Wirtschaft sein». Als mutierte Variante der ehemaligen «Haushälterin» dürfen sie jetzt eifrig kochen und putzen und die Mägde fleissig zur Arbeit antreiben.

An diesem Wirtschaftsverständnis, wie es sich seit dem Beginn der Neuzeit in Europa (und nur hier) breit gemacht hat, ändert die «Auf-

klärung» wenig. Sie verstärkt im Gegenteil den bisherigen Trend: **Die Frau gehört an den Herd, der Mann auf den Markt! Jene sorgt für das Essen, damit dieser davon gestärkt ausser Haus das Geld «erwirtschaften» kann, das er zum Kauf der nun sogenannten «Nahrungsmittel» braucht:** Dabei handelt es sich um das jetzt nötige «Material», das seine Frau in raffinierten Künsten «veredeln» muss, und das die Bauern möglichst ergiebig aus dem Boden schürfen und zuhauf (damit es billiger ist) auf den Markt werfen sollen. Der neue Herr hat mit all dem nicht mehr das Geringste zu schaffen. Er hat «Besseres» zu tun. Er will sich seine Hände nicht mit Erde beschmutzen, sondern einem sauberen Geschäft nachgehen. Dabei verdient er das Geld, das die Frau wieder ausgeben muss, wenn sie seine Partner am Markt gut bewirten will, um sie für die Verhandlungen mit ihrem Herrn Gemahl gehörig zu präparieren (weich zu klopfen). Weil *Sie* aber mit nichts anderem mehr «aufwarten» kann, als mit dem, was *Er* heimbringt, wird er nun zum «Ernährer» der Familie: Schliesslich beschafft er das Geld, das sie ihm erst mühsam abluchsen muss, weil er in der neuen bürgerlichen Tugend vor allem sparsam – und nicht verschwenderisch (wie der Adel) – sein will. Daher ist er bestrebt, seinen Verdienst «zusammenzuhalten» und sinnvoll (= gewinnbringend) anzulegen, statt ihn sinnlos zu vergeuden. Damit steigt seine Macht und die damit verbundene Potenz ungeheuer, getreu dem Motto eines der grössten aller Aufklärer (Benjamin Franklin): **«Es gibt nichts Fruchtbareres als Geld. Denn [im Unterschied zum Weib, die dazu leider einen Mann braucht] vermehrt es sich ganz von selbst. Wer es zusammenhält, bekommt immer mehr davon.»**

Das wird in der Folge zum obersten Glaubensbekenntnis aller Wirtschaftstreibenden modernen Zuschnitts und zu unser aller täglichem «Vaterunser». **Darin wird gebetsmühlenartig «das Kapital» beschworen, das damit zum höchsten und obersten Prinzip allen «Wirtschaftens» aufsteigt und also der entsprechenden Verehrung bedarf. Denn ohne Kult ist es gar nichts wert.** Das Kalb schimmert nur golden auf, wenn man wie verrückt darum herumtanzt.

Solange aber alle davor ehrfürchtig auf den Knien liegen und in diese erniedrigende Position gezwungen werden, darf das Kapital auf dem hohen Ross sitzen bleiben und verführerisch oder umbarmherzig – ganz wie es ihm

gefällt – auf die Händeringenden herabsehen. Und kein Mensch wird es je aus dem Sattel heben, wenn er dem Hochtrabenden nicht den Boden unter den Füßen wegzieht, indem er die es umringenden Götzendienen von ihrer rasenden Besessenheit und ihrem üblen Aberglauben befreit.

Davon sind wir leider weit entfernt. Denn seit der sogenannten Industrierevolution konzentriert sich das Kapitel immer schneller und akkumuliert umso ungenierter, je virtueller es wird, d. h. sich ins anonyme «Finanzkapital» verflüchtigt, hinter dem immer weniger an «realen Werten» steht. In diesem gespenstischen Zustand hat niemand mehr Angst vor den Höllenqualen der *avaritia* (Geiz, Habgier). Im Gegenteil gilt jetzt überall und nicht nur in der Werbung: «Geiz ist geil». **Das Zusammenraufen und Vermehren des Kapitals ist zum höchsten Ziel und zur grössten aller Tugenden der Wirtschaftstreibenden geworden.** Und nicht das Ausgeben und Verschwenden, wie es einst zur Grazie eines wahren

Gentleman gehörte. Der Herr Bürger ist dagegen nur mehr so viel «wert», als das Silber wiegt, das er mit seinem Geld scheffelt. Weil das eigene Haus dafür mit der Zeit zu klein wird, trägt er das sauer Ersparte (sein «Vermögen») auf die Bank. Dort liegt es aber nicht. Vielmehr ist es ständig überall unterwegs, weil es unentwegt mehr werden will. Selbstverständlich kann der Sparer von dem, was er (angehäuft) hat, nie genug haben. Denn er braucht das vermeintlich auf der Bank sicher Angelegte, um sich «zu entwickeln». D. h. er will selbst «mehr» werden, als er ist, und «weiter» kommen, als er schon war. Diese Illusion lässt sich aber nur am Leben erhalten, wenn die ersparten Einkünfte das Image vermitteln, sich vermehren zu können: **«Lass Dein Geld arbeiten»..., indem es ganz von selbst – automatisch – für Zins und Zinseszins sorgt!** Nun wird also nicht mehr dem Herrn ein Ertrag «erwirtschaftet», sondern sein Geld trägt ihm von selbst Zinsen ein. Aber nur dann, wenn es möglichst alles und jedes rund um den Globus als «Rohstoff» und «Ressource»

in Beschlag nimmt und diesem Prozess der Bemächtigung nichts und niemand mehr entkommt.

**Unter diesem Diktat läuft der Motor der neuen Geldvermehrungsmaschine bis zum Kollaps wie geschmiert, solange die verheerenden Folgen in die Zukunft geschoben und auf Andere ausgelagert werden können.**

Damit das Werkel aber möglich reibungslos funktioniert, ist es nötig, die alten Tugenden durch jene neuen zu ersetzen, die man in allen hohen Schulen der Welt gelehrt bekommt und durch die dort hineingestopfte Ausbildung sich einverleiben muss. So wird dafür gesorgt, dass die modernen Menschen «vernünftig» denken, «rationell» handeln, «zweckbewusst» planen und die Mittel dazu «effizient» (im Sinne der Wirtschaft) einsetzen. Ist dies erfolgreich gelungen, dann hat man aus ihnen flexibel zu verwendende und effizient verwertbare «Humanressourcen» – d. h. den natürlich nachwachsenden Rohstoff an «Menschenmaterial» – für das zu vermehrende Kapitel dienstbar gemacht.

## Anima-Strath verleiht Ihrem Liebling natürliche Vitalität.



**Jeder macht mal schlapp!** Das gilt auch für Tiere. Dann brauchen sie zu einem vollwertigen Basisfutter einen zusätzlichen Vitalitätsschub. Anima-Strath ist ein natürliches Aufbaumittel aus einer einmaligen Kombination von Hefe und Kräutern und sorgt für

- gutes Wachstum
- bessere Vitalität
- schönes, glänzendes Fell
- besseren Appetit in der Rekonvaleszenz



**Anima-Strath**  
Aufbaumittel

Bio-Strath AG, 8032 Zürich • [www.anima-strath.ch](http://www.anima-strath.ch)



Eine wichtige Funktion des Wirtschaftens: Bodennutzung.

Foto: Markus Schär

### Diagnose

Meine Diagnose des gegenwärtigen «Wirtschaftens» ergibt sich daraus ganz von selbst: Was einmal den Menschen gut dienen sollte, bedient sich ihrer nun gut. Klarerweise muss zugleich damit auch das Primat von der Politik auf die Wirtschaft übergehen und diese ihrerseits jener vorschreiben, was sie zu tun hat. Eine solche Umkehr aller Verhältnisse ist seit 200 Jahren im Gang. **Wir konnten uns diesen Irrsinn aber nur leisten, solange wir aus Erdöl die «Energie» machten, ohne die jene gigantische Umstülpung der Gesellschaft (ihr Kopfstand) nicht lange Bestand gehabt hätte.** Der damit einhergehende Prozess steigert aber mit zunehmender Verunsicherung seine Geschwindigkeit ständig. Er treibt mit der sogenannten Globalisierung nun langsam seinem Höhepunkt entgegen. Dieser Klimax kündigt sich darin an, dass die Aneignung des «Humankapitals» und aller «Rohstoffe» immer rüder und roher verfährt und sich keine kulturellen Schranken mehr auferlegt: Stösst man auf irgendwelche Widerstände (gleich welcher Art), setzt es alsbald unweigerlich «Luftschläge». **So wird der Krieg in Zeiten der Zerstörung wie diesen zum besten Antrieb der Wirtschaft,** wie der Direktor der Deutschen Bank (Ackermann) vor einigen Jahren auch ganz offen erklärte. In seinem Verständnis trifft der bekannte Satz den Nagel auf den Kopf, dass die «unsichtbaren Hände des Marktes in Wahrheit die F-16 [Kampfjets]» sind, die diesem Markt erst den nötigen «Platz» verschaffen, d. h. ihm weltweit zum Durchbruch verhelfen.

Doch gerät leicht ausser Kontrolle, was sich keine Schranken mehr auferlegt. Man könnte auch sagen: **Wenn die Macht ihre Selbstbeherrschung verliert, gerät sie ganz ausser sich.** Das Ergebnis sah man dereinst schon im Wahnsinn der Cäsaren. Dieselbe Verrücktheit vor dem Untergang präsentiert sich heute im Gewand ständig wechselnder Krisen. Von

ihrem Veitstanz werden alle immer schneller durcheinandergewirbelt: «Finanzkrise, Wirtschaftskrise, Arbeitskrise, Energiekrise, Umweltkrise, politische Krise, soziale Krise»... Ein undurchschaubarer Nebel, erzeugt zur gänzlichen Sinnverwirrung. Das Einzige, was diese an uns vorüberziehenden Worthülsen verraten, ist dies, dass der Zustand der Geistesgestörtheit rund um die Erdkugel herum immer kritischer wird. **Schlauerweise hält uns aber die gegenwärtige Wirtschaftslage, indem sie unaufhörliche Krisen beschert, gerade vermittels dieses Drohpotenzials streng bei der Stange.** Nur so vermag sie die Steigerung der Konkurrenz (den Kampf aller gegen alle) zum besten Heil- und Hilfsmittel gegen die herrschenden Krisen auszurufen und jedermann zu zwingen, seine Dienste möglichst bedingungslos «dem Markt» feilzubieten, um «der Wirtschaft» mit allem, was man ist und hat, bestens aufzuwarten: Wie jenem unheimlichen Gast, mit dem Don Giovanni in der gleichnamigen Oper bekanntlich mit Blitz und Donner zur Hölle abfährt. Der Weg dahin wurde aber schon 1960 vom amerikanischen Soziologen J. L. Sadie geebnet, der (in seinem Buch *The Social Anthropologie of Economic Development*) den Wirtschaftstreibenden der neuen Zeit schon damals eindringlich empfahl: «Einem unterentwickelten Volk [wie den Bewohnern der 3. Welt oder den Bauern bei uns] wird die wirtschaftliche Entwicklung nicht gelingen, wenn es seine überkommenen Sitten und Gebräuche beibehält. Es ist also *eine vollständige Umwälzung aller sozialen, kulturellen und religiösen Einrichtungen erforderlich*, damit die psychologischen und philosophischen Einstellungen der Menschen sich ändern, und folglich ihre gesamte Lebensauffassung. In der Praxis bedeutet das: Auflösung der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung. Man muss Unzufriedenheit schüren und Unglück stiften, um zu erreichen, dass alle mehr wollen, als verfügbar ist. Es führt kein anderer Weg zum Fortschritt.»

### Therapie

Inzwischen hat uns dieser Weg bereits ein gutes Stück weiter gebracht. Nämlich dorthin, wo die Lage mehr als kritisch ist und der Patient kurz vor dem endgültigen Kollaps steht. In dieser Situation noch eine Therapie zu wagen, grenzt fast schon an Verwegenheit. Dementsprechend verrückt scheint heute auch die Kur, die eine nur langfristig wirkende Linderung des zerrütteten Gesundheitszustandes einleiten könnte, wenn man ihr die dazu nötige Zeit der Anwendung gäbe: **Dazu müsste wieder ein Verständnis des Wirtschaftens eingeübt werden, das dem Sinn aller Ökonomie näher käme, statt sich immer weiter davon zu entfernen.** Zu dieser Umkehr müsste man freilich auch über jenes blosser Räubertum hinausgehen, wie es im letzten Aufgebot zur «Sicherung der Ressourcen» und «Gewinnung von Energien» derzeit Hochkonjunktur hat. Dieser Verrohung der Welt und ihrer Bewohner entgegen zu wirken, könnte ein Wirtschaften helfen, das nicht alles verwirtschaftet, sondern als guter Kustos die Erde pfleglich behandelt und dafür sorgt, dass sie eines Tages vielleicht tatsächlich wieder zu einer wahren Augenweide wird.

Das klingt, zugegebenermassen, wie reinste Narretei. Und doch könnte diese Utopie auf die lange eingeübte Erfahrung und Praxis zurückgreifen, dank der **Natur und Kultur einander nicht widerstreiten müssen, sondern dank der dazwischen stehenden Agrikultur eine freundliche (und nicht verwilderte) Art von Beziehung miteinander eingehen könnten.** Nämlich dann, wenn das Stück Erde, das man bewohnt, so bewirtet (d. h. bewirtschaftet) wird, dass der Fruchtgenuss, der daraus folgt, uns nicht alle zusammen zugrunde richtet, sondern einem jeden von uns zugute kommt. Zur Einübung in diese hohe Kunst könnte man bei den Bauern und Bäuerinnen wieder in die Schule gehen. Dann würde man von ihnen **lernen, wie man langfristig «sein Haus bestellt», indem man den Boden, der es trägt, so behandelt, dass am Ende – d. h. für die nächsten Generationen – später mehr herauskommt, als man zuvor hineingesteckt hat.** Diese Lehre wird man aber nicht erfolgreich absolvieren, wenn man den Lehrmeistern – den Bauern und Bäuerinnen – weiter wie bisher «auf dem Weg zum Fortschritt» den Garaus macht und sie in den völligen Ruin treibt. Also müssen wir diesem Irrweg mit allen Kräften Einhalt gebieten und uns den Ausweg offen halten! ●

# Von Kühen und Franken – Eine kurze Geschichte der Schweizer Landwirtschaft

In unserer Landwirtschaft läuft etwas zünftig schief und zwar etwas Grundsätzliches: Um Nahrung zu erzeugen, wird viel Energie aus nicht erneuerbarer Quelle aufgewendet. Dabei sollte die Landwirtschaft ja eigentlich Energielieferantin für uns Menschen sein. Wie kam es zu dieser Perversion? Finden wir zu einer zukunftsfähigen Agrikultur zurück?

**Jakob Weiss.** Vielleicht ist die Zeit des beklagenswert «starken Frankens» ein guter Moment, um einmal anders über die «schwache» Landwirtschaft nachzudenken, die nur noch in der Werbung mit starken Kühen auftrumpft. Immerhin ist das Bauernland auch die grösste Immobilie der Schweiz, und die möchte man ja nicht plötzlich als «Blase» verflüchtigt sehen. Typischerweise gerät aber das agrarpolitische Dauerlamento über Milchpreise, nötige oder unnötige Zahlungen für ökologische Leistungen, Einkommen der Landwirte und Freihandel in den Hintergrund, sobald die Banken wanken und die grosse Wirtschaft trudelt. Dagegen ist die Landwirtschaft ein Klacks. Wirklich?

Woran sollen wir uns orientieren, wenn sowohl «Stärke» wie «Schwäche» beklagt werden und eine jeweilige Verkehrung ins Gegenteil somit wenig Frohmut verspricht?

## Ein Blick zurück

Zum besseren Verständnis der heutigen Situation der Landwirtschaft sei kurz erinnert an ihre Funktion während des Zweiten Weltkriegs. Neben dem militärischen Reduitgedanken erhielt die Versorgung mit eigenen Nahrungsmitteln einen sehr hohen Stellenwert (Plan Wahlen). Die Bauern, und mitgemeint waren damals die Bäuerinnen, wenn nicht gar «die Familie» schlechthin, wurden – auch als Soldaten – zu tragenden Wirbeln im Rückgrat der Nation. Die grosse Belastung hat Bandscheibenschäden körperlicher und mit Verzögerung gesinnungsmässiger Art verursacht, die heute noch nicht vollständig ausgeheilt sind. Denn die aufatmende Nachkriegszeit widmete sich dem Fortschritt. Und dieser hiess Wirtschaft, nicht Landwirtschaft. Das Auto für jedermann, die Mondfahrt und die Atomkraft, die medizinische Forschung und die Erfindung der Freizeit ermöglichten neue Lebensstile und ungeahnte Konsumsteigerungen. Der

Motor lief rund, fast alles wurde besser und schneller.

Diesem Aufschwung eines halben Jahrhunderts hinkte die Landwirtschaft beflissen hinten nach. **Was Wachstumsraten in der Industrie bedeuteten, hiess auf den Höfen Mechanisierung und Rationalisierung: Produktion steigern, Fläche vergrössern, Arbeitskräfte ersetzen.** Vor kurzem fiel die Anzahl landwirtschaftlicher Betriebe unter 60 000, 1950 waren es über 200 000. Die bäuerliche Bevölkerung schrumpfte in der gleichen Zeit von 16% auf rund 3% der Gesamtbevölkerung, während die landwirtschaftliche Nutzfläche trotz Zersiedelung weniger zurückging. Der Bund und die für Landwirtschaft zuständigen Behörden und Forschungsanstalten schafften Massnahme um Massnahme, damit Landwirte «produktiver» werden und der Dynamik im Industrie- und im Dienstleistungssektor einigermaßen folgen konnten. Und die Bauern machten im Wettbewerb, die eigenen Nachbarn wegzuputzen, recht folgsam mit.

## Landwirtschaft nach industrieller Logik kann langfristig nicht funktionieren

Das landwirtschaftliche Regelwerk im Vieleck von Produktion–Kosten–Preisen–Umwelt/Ökologie–Binnen- und Weltmarkt ist inzwischen jedoch dermassen kompliziert und in sich widersprüchlich geworden, dass auch die Fachleute keinen Überblick mehr haben, geschweige denn sicher sind, was bei langwierig ausgehandelten Justierungen jeweils herauskommen wird. Hüst und hott, mal intensiv mal extensiv, die Diskussionen über die Bewirtschaftung rund eines Drittels der gesamten Landesfläche sind zum unbeliebt kontroversen Thema verkommen. Und die landwirtschaftlichen Schulen flattern im böenreichen Wind, welche Professionalität – Profession heisst Beruf – sie den angehenden Landwirten gerade vermitteln sollen.

Wo liegt das Problem? Bei allem, was unzweifelhaft als Erfolg gewertet werden kann in der landwirtschaftlichen Entwicklung, ging vergessen, dass **Landwirtschaft letztlich eben anders funktioniert als ein Industriezweig oder eine Dienstleistungsbranche. Sie ist nämlich ortsgebunden. Und obwohl mit Wachsen beschäftigt, nicht wachstumsfähig.** Zudem von Jahreszeiten und klimatisch-topographischen Bedingungen abhängig. Mit solchen nicht optimierbaren Eigenschaften wird sie nie die erhoffte Quote für das BIP beisteuern können, sie bleibt volkswirtschaftlich «schwach» trotz einschneidender Strukturereinigungen, wie die Vergrösserung und Verödung der Betriebe genannt wird. **Dennoch ist Landwirtschaft der unverzichtbare Boden, auf dem alles andere Wirtschaften fusst, weil sie die Grundvoraussetzung menschlicher Existenz bietet: Sie ernährt uns.**

## Die landwirtschaftliche Entwicklung lässt sich an der Kuh ablesen

Die Kuh, dieser Inbegriff für die Schweiz wie die Armbrust, das Matterhorn oder der Franken, mag symbolisch als Vertreterin für den landwirtschaftlichen Werdegang hinhalten. Wo sie 1950 rund 3000 kg Milch pro Jahr gab, gibt sie heute durchschnittlich 6000 kg, mit Formel-1-Rekordleistungen bis gegen 20 000 kg pro Jahr – über 50 kg pro Tag! Das quantitativ Grossartige vollbringt sie allerdings nur mittels extra angebautem Krafffutter und ganz entgegen ihrer genialen Fähigkeit, aus simplem Raufutter (d.h. Gras und Heu) Milch machen zu können. **Die Kuh wird für Leistungssteigerungen quasi zum Schwein umfunktionierte und bezahlt es unter anderem mit chronischem Durchfall.** Die Hörner hat man ihr auch genommen, anstatt die Ställe den Tieren anzupassen, und jetzt will man ihr noch die Verdauung madig machen, weil sie beim Wiederkäuen das unbeliebte Methangas ausstösst.



Starke Kuh, starker Franken – die Milchbauern bleiben auf der Strecke.

Foto: Kurt Graf

Alles macht die auf der Schokoladeverpackung so stolz blickende Werbeträgerin plötzlich falsch in unserer klimabesorgten Zeit, auch ihre Milch will man nur noch standardisiert: teiltrahmt, pasteurisiert, uperisiert, magerverkäst, mit Aromen und Zusatzstoffen verquarkt. Ein Bioreaktor könnte solche Wünsche wohl gezielter erfüllen.

#### Anstatt weiter «fort-zu-schreiten»...

Eigentlich macht aber nicht die Kuh etwas falsch, sondern die Landwirtschaft als Ganzes läuft völlig verkehrt. Doch das wollen die meisten Ökonomen und Agrarpolitiker nicht sehen. Weil die praktischen Landwirte keine Ökonomen sind, können sie es diesen auch nie plausibel erklären. Und in den Stand von Politikern gehoben, was nicht selten vorkommt, verlieren sie auf den starken Schultern der Lobbies zwischen Stalltür und Bundeshauspforte die Bodenhaftung. Stattdessen bemühen sie sich, «flexibel» zu sein und «unternehmerisch auf den Markt zu reagieren», wo keiner weiss, welcher Markt gemeint ist und es ganz einfach die vornehme Aufgabe des Bauern wäre, im Rahmen der örtlichen natürlichen Möglichkeiten seinem Beruf ausdauernd-konstant nachzugehen.

**Dieses ökonomisch infizierte Missverständnis über die Fortschritte der Landwirtschaft führte zur schleichenden Perversion landwirtschaftlichen Tuns.** Das ist ein ungeheuerlicher Vorwurf, der fast nur Abwehr auslösen kann. Um ihn trotzdem verständlich zu machen, hilft womöglich die kürzlich entbrannte Debatte über Swissness. Der Firma

Kuhn (Rikon) wurde vorgeworfen, mit in China produzierten Pfannen das Schweizer Label zu unterlaufen. Das sei Etikettenschwindel. Als Schweizer Qualität dürfe nur bezeichnet werden, was in der Schweiz hergestellt wird. Das Argument leuchtet ein, doch die Schwierigkeiten beginnen beim genaueren Hinsehen. Um hier nicht gegenüber den Pfannen Stellung beziehen zu müssen, kann man sich auch fragen, ob eine in China gewachsene Bohne im Laden bei uns eine «Bio-Bohne» sein kann. Oder ob in der Schweiz getrocknetes, aber von argentinischen Rindern stammendes Fleisch «Bündnerfleisch» sein darf? Die Antworten zu diesen zwei Fragen sind durch die herrschende Praxis erteilt, der Platz sei gespart, um solche Abwägungen einer Güte- und Ehrlichkeitsbilanz im Detail erklären zu wollen. Denn die dahinter stehende Landwirtschaftspolitik kann, wie wir noch sehen werden, gar nicht wirksam kritisiert werden. Doch das diesen Symptom-Fragen zugrunde liegende Kernproblem ist benennbar.

#### ... das Kernproblem Energie angehen

Die erwähnte Mechanisierung und Rationalisierung hatte zur Folge, dass all die entlassenen Knechte und Mägde, die ausgedienten Pferde, Geräte und einfachen Maschinen, die kleinen und arbeitsaufwändigen Gebäude durch etwas ersetzt wurden. Dieses Etwas war nicht sichtbar – und kostete wenig: Energie. **Heute arbeiten für den durchschnittlichen Landwirt auf seinem sogenannten Einmannbetrieb rund 50 «Knechte» mit. Sie brauchen kein Brot und keinen Hafer, keine Zuwendung in Worten, sie schlafen auch**

**nicht. Sie haben bloss Durst und trinken gerne Diesel. Oder atmen elektrischen Strom.** In Zahlen: Der Energieverbrauch des durchschnittlichen schweizerischen Landwirtschaftsbetriebes macht jährlich rund 70 000 kWh aus, ein Fünftel davon im Stallbereich (Heubelüftung, Melkanlage, Milchkühlung – mehrheitlich Strom) und vier Fünftel in der Felderbestellung (Traktorarbeiten und Dünger – mehrheitlich Erdöl). Graue Energie kommt noch dazu, doch es geht jetzt nur um die groben Striche. Ohnehin: Was soll an diesem Energieverbrauch nicht recht sein, fragt sich jeder, der beschwerlicher Handarbeit nicht nachtrauert und auch den Bauernfamilien einen Feierabend und die Ferien gönnt?

#### Grober Etikettenschwindel beim Selbstversorgungsgrad

Der «Fehler» liegt darin, dass Erdöl eine zu Ende gehende, nicht erneuerbare Ressource ist und zudem in der Schweiz nicht vorkommt. **Wenn also in der Bundesverfassung steht, die Landwirtschaft müsse «zur sicheren Versorgung der Bevölkerung einen wesentlichen Beitrag leisten» und der entsprechende Selbstversorgungsgrad in den offiziellen Berechnungen Jahr für Jahr mit 55% oder auch 65% angegeben wird, so ist das energetisch gesehen (und um Energie geht es in der Landwirtschaft) ein kaum zu übertreffender Etikettenschwindel, der uns alle sofort schwindlig machen müsste.** Denn einerseits sollte man genau hinschauen, wie viel Fläche die schweizerische Landwirtschaft im Ausland beansprucht (nicht nur für Futtermittelanbau), andererseits und viel wichtiger aber

dies: Was auf schweizerischem Boden an Nahrungsmitteln produziert wird, enthält etwa gleich viel uns ernährende Kalorien, wie die Landwirte in Form von eingekauftem Erdöl in den Boden «stecken» müssen. **Die Produktion von Lebensmitteln ist also energetisch betrachtet ein Nullsummenspiel, Selbstversorgungsgrad Zero.** Wenn das kein gewaltiger Rückschritt seit 1950 und keine Verletzung der Verfassung ist, was ist es dann? Vielleicht coole Swissness?

Doch die Tatsache ist ein Tabu, das Thema Energieverbrauch in der Landwirtschaft ein nicht anerkanntes Kind. **Die Politik ist immun gegenüber Fragen, die ihr Selbstverständnis dermassen radikal angreifen – und die Verworrenheit des Diskurses schützt vor Einblick in die pathologische Situation.** Natürlich kann man sagen, nirgendwo sonst läuft etwas ohne Energie, weder im Verkehr noch in der Industrie noch im eigenen Haushalt. Das geht allen Ländern und somit allen anderen «westlichen» Landwirtschaften auch so. Nun kommt aber genau an diesem Punkt der entscheidende, sprachlich unkenntlich gemachte Unterschied zwischen Wirtschaft und Landwirtschaft hervor. Während industrielle Produktion tatsächlich auf «fremde» Energie angewiesen ist, um einen «Mehrwert» zu schaffen, hat die Arbeit mit den natürlich gegebenen Grundlagen, also dem Boden, den Pflanzen und Tieren, die Eigenschaft, aus den biologischen Prozessen Energie abzuschöpfen. Anders gesagt: **Der landwirtschaftlich bebaubare Boden ist da, um Energie in Form von Lebensmitteln uns zur Verfügung zu stellen und nicht, um fossile Energie zu verschlingen.**

### Weit weg von Nachhaltigkeit

Nach dem «Ölschock» anfangs der 1970er Jahre wurden neue, grosse Erdölvorkommen entdeckt. Sie liessen fast alle Bemühungen, die gleichzeitig entdeckten «Grenzen des Wachstums» ernst zu nehmen, lächerlich erscheinen. Heute jedoch ist der sogenannte *Peak Oil* erreicht, der Bedarf an Erdöl beginnt die Fördermenge zu übersteigen. Das heisst bildhaft: Wir stehen punkto Energie nach langem, steilem Aufstieg im Gipfelbereich eines Achttausenders, das Atmen fällt uns schwer, und die Abstiegstroute ist unbekannt. Überdies geht es gegen Abend zu, ein besonnener Alpinist wäre

früher und viel weiter unten umgekehrt. (Trotz Handyempfang kommt auch kein Rettungshelikopter in diese Höhe.)

Bevor eine analoge Einsicht in die Absurdität heutiger Nahrungsproduktion nicht jede Hektare landwirtschaftlichen Bodens in der Schweiz bescheint, ist ein Wort wie «Nachhaltigkeit» reiner Hohn. Die Landwirtschaft steckt in einer Sackgasse, um nicht zu sagen im Erdölsumpf. **Mit unseren sympathischen «lokalen Produkten» essen wir im Prinzip immer gleichviel Dieselkalorien mit wie im Rüebl, in der Kartoffel oder im Stück Brot enthalten sind. Da aber auf dem Weg vom Bauernbetrieb in die Verarbeitung, von dort in den Laden und dann noch bis auf meinen Kochherd weitere Energie benötigt wird, braucht es sogar rund 15 «verlorene» Kalorien, bis 1 Nahrungskalorie in meinem Körper ankommt.** Die Spargeln aus Kalifornien müssen wir gar nicht mehr bemühen, sie lenken nur vom eigenen Problem ab. Fazit: Am viel zu grossen ökologischen Fussabdruck der Schweiz ist auch die Landwirtschaft mitbeteiligt. Eine Landwirtschaft, in welcher unter dem Diktat des Marktes die Billigkeit zur massgebenden Richtschnur wurde.

### In Richtung einer zukunftsfähigen Agrikultur

Es wäre höchst verdächtig, in dieser Situation ein einfaches Rezept zur Lösung aus dem Hut zu zaubern. Doch eine klare Handlungsmaxime leitet sich aus den an sich banalen Tatsachen und Überlegungen ab: **Jede agrarpolitische Massnahme und jede betriebliche Veränderung auf den Höfen muss künftig darauf zielen, die Energieabhängigkeit der Land-**

**wirtschaft zu verringern.** Wir haben keine zweite Welt im Kofferraum, lautete ein fortschrittskritischer Kampfruf. Wir finden auch keinen Ersatzplaneten durch Forschung oder in der Notfallapotheke. In der Schweiz leben wir auf Kosten anderer, solange wir das Doppelte und Dreifache der uns zustehenden Weltoberfläche beanspruchen. Um diese Situation zu verändern, kommt den Landwirten eine buchstäblich natürliche Pionierrolle bei der Verwandlung der noch gängigen Zielvorstellungen zu. Für eine Gesellschaft, die nicht nur die politische, sondern auch ihre ernährungsmässige Souveränität ernst nimmt, ist die in der Möscherberg-Erklärung<sup>1</sup> angetönte ökologische Intensivierung<sup>2</sup> der Lebensmittelproduktion angesagt anstelle der herrschenden maschinell-industriellen sowie hilfsstoffreichen Intensivierung. Qualität im weit verstandenen und nachhaltigen Sinn. Suffizienz statt Effizienz. Oder ganz konkret und gegen den Trend: **Es sind kleinere Bauernbetriebe gefordert statt grössere, mehr Arbeitskräfte (auch tierische) statt immer weniger, und der Erhalt der Biodiversität hat erste Priorität.** Die Schritte auf diesem Weg in eine zukunftsfähige Landwirtschaft, oder besser: in eine Agrikultur, werden vielfältig und anspruchsvoll sein. «Billiger» wird nichts, aber Sparen bei den Nahrungsmitteln ist in den reichsten Ländern der Welt ohnehin eine Obszönität. Am Franken darf die Landwirtschaft auch nicht gemessen werden, dafür ist sie zu kostbar. Damit die Wende gelingt, muss die landwirtschaftliche Zukunftsfindung eine gesamtgesellschaftlich integrierte Aufgabe werden. Erste soziale Bewegungen in den Städten und auf dem Land zeigen in die Richtung des Aufbruchs. ●



*Nicht in Saudi-Arabien gelegen, sondern am Rande des Seelandes, der Gemüsekammer der Schweiz: die Ö Raffinerie der Varo Holding in Cressier. Auch die Landwirtschaft hängt am Tropf der Ölindustrie.*

Foto: Markus Schär

<sup>1</sup> Vgl. [http://www.bioforumschweiz.ch/upload/Moeschberg\\_Erklaerung.pdf](http://www.bioforumschweiz.ch/upload/Moeschberg_Erklaerung.pdf)

<sup>2</sup> Vgl. «Kultur und Politik» 1/11 und S. 13–16 in dieser Ausgabe.

## «Wärme durch soziale Kompetenz und sinnvolle Arbeit»<sup>1</sup>

Wendy Peter berichtet über die Wohn- und Heimstätte Dietisberg mit Landwirtschaftsbetrieb, wo Ansätze verwirklicht werden, die den Forderungen des Bioforums nach einer sozialen Intensivierung (vgl. Kasten auf S. 12) in der Landwirtschaft entsprechen. Anstatt eines überbordenden Maschinenparks setzt der Heimleiter Res Thomet auf sinnvolle Arbeitsplätze für Menschen aus schwierigen Verhältnissen.



Das «Dörfli» Dietisberg.

Foto: Dietisberg

**Wendy Peter.** Ich bin wieder auf dem Weg auf den Dietisberg. Bei meinem Besuch mit den Schwarzwaldbauern vor zwei Jahren habe ich Res Thomet, den Geschäftsführer und Heimleiter der Dietisberger Wohn- und Heimstätten, kennengelernt als interessante Persönlichkeit; als einen Mann voller Ideen; als Visionär. Aber Res ist nicht nur ein Visionär, sondern auch einer, der seine Ideen umsetzt. Mein zweiter Besuch auf dem Dietisberg hat folgenden Hintergrund: Im Bioforum haben wir uns in den letzten Jahren mit alternativen Wirtschaftsformen und mit der sozialen Intensivierung in der Landwirtschaft befasst.<sup>2</sup> Beides scheint mir auf dem Dietisberg in beispielhafter Form umgesetzt zu werden, und so freue ich mich auf das Gespräch mit Res.

Die Strasse auf den Dietisberg ist schmal und steil – die Art Strasse, auf der man lieber keinem Auto begegnet. Oben angekommen, ist der erste Blick auf «das Dörfli», wie die Dietisberger Wohn- und Werkheime liebevoll genannt werden, eindrucklich. Es liegt in einer Talsenke, am Fuss des Baselbieter Juras, zwischen Eptingen und Läuelfingen. Der nächst grössere Ort ist Sissach in 10 km Entfernung,

nach Basel sind es rund 25 km. Der Hof, die Ökonomie- und Gewerbegebäude sowie die Wohnhäuser wirken auffallend gepflegt. Die Wohnheime sind modern und farbenfroh. «Die verschiedenen Farbelemente an den Häusern erleichtern den Betreuten die Orientierung», wird mir Res später beim Rundgang erklären.

### Wirtschaften nur mit Land(be)wirtschaften

Res Thomet ist schon seit 56 Jahren in Dietisberg. Er ist hier aufgewachsen, sein Vater hat den Grundstein für die spätere Entwicklung der Heimstätte gelegt. Res ist gelernter Bauer und Meisterlandwirt, weiter hat er eine Ausbildung zum Heimleiter absolviert. «Heute denke ich schon fast wieder wie ein Bauer», sagt er von sich, «aber wie einer, der die Zusammenhänge kennt.»

Vor zehn Jahren stand Res anlässlich der Zukunftsfrage des Hofes vor der Entscheidung, die Landwirtschaft zu verpachten oder in den Heimbetrieb zu integrieren, Letzteres notabene ohne Direktzahlungsberechtigt zu sein.<sup>3</sup> Für Res kam das Verpachten aber eigentlich nicht in Frage. Die Landwirtschaft als Grundlage jedes anderen Wirtschaftens gehörte für ihn

einfach zur Wohn- und Heimstätte Dietisberg dazu. Für Res war es wichtig, dass alle vier Bauernfamilien, die den 75-ha-Hof bewirtschaften, ein gutes Einkommen erzielen, davon leben und ihre Kinder grossziehen und ausbilden können. Und er wollte niemanden entlassen. Das Einfachste sei ja immer der Personalabbau, erklärt Res. **Er aber wollte möglichst vielen Menschen eine sinnvolle Arbeit bieten. So habe er als ersten Schritt den Maschinenpark halbiert,** auch wenn die Landmaschinenindustrie an solchen Entscheidungen natürlich keine Freude habe. Aufgrund des Bekenntnisses zu mehr Handarbeit und Selbstverarbeitung bestehen heute neun zusätzliche Stellen in der Landwirtschaft sowie rund 25 weitere Arbeitsplätze in der Lebensmittelverarbeitung und in der Gastronomie.

Die Landwirtschaft umfasst Milch- und Fleischproduktion mit Futterbau. Ackerbau ist in Dietisberg wegen der Topographie nicht möglich. Zum Tierbestand gehören 50 Milchkühe und 30 Muttersauen. Die Milch wird fast ausschliesslich aus eigenem Futter gewonnen – nicht eben zur Freude der Futtermittelindustrie, wie Res weiss. Wichtig ist ihm eine naturnahe Landwirtschaft. Es gelte, die Effizienz zu steigern, nicht die Milchleistung, ist der bäuerliche Heimleiter überzeugt. Gesunde, langlebige Kühe seien das Ziel, nach dem sich die moderne Viehzucht verstärkt ausrichten müsse. Auf dem Hof wurde allmählich auf Vollweidesystem und saisonale Abkalbung umgestellt. Die Fruchtbarkeit der Kühe habe dabei zugenommen, sagt Res.<sup>4</sup> Die heutige Entwicklung in der Milchproduktion ist für ihn sehr fragwürdig. Die wenigen grossen Kuhställe mit Liefermengen von bis zu einer Million Kilogramm Milch, die in wertvollen

<sup>1</sup> Motto der Wohn- und Heimstätte Dietisberg auf der Website <http://www.dietisberg.ch>.

<sup>2</sup> Vgl. «Kultur und Politik» 2/09 und 1/11.

<sup>3</sup> Öffentlich-rechtliche Institutionen sind nicht Direktzahlungsberechtigt.

<sup>4</sup> Ein wissenschaftlicher Text über die Zusammenhänge zwischen dem Vollweidesystem, der saisonalen Abkalbung und der Fruchtbarkeit findet sich unter: [http://www.aktivdrei.de/files/thomet\\_et\\_al.\\_effizienz.pdf](http://www.aktivdrei.de/files/thomet_et_al._effizienz.pdf)

Ackerbaugebieten – etwa der Bodensee- oder Genferseeregion – gebaut worden seien, konkurrenzieren die Milchviehbetriebe im voralpinen und alpinen Gebiet (wo Ackerbau kaum möglich ist), kritisiert er.

Das Landwirtschaften ohne Direktzahlungen sei durchaus möglich, findet Res, aber nur, wenn die Wertschöpfung wieder in die Hände der Bauern komme. Er und seine MitarbeiterInnen vermarkten alles Fleisch selber. Die Dietisberger haben die Metzgerei im nahegelegenen Dorf Diegten übernommen. Die Nachfrage sei gross, man könne sie kaum befriedigen, berichtet Res. Seit kurzem gibt es auch eine eigene Käserei in Dietisberg. Im Januar 2012 wurde mit der Joghurtvermarktung begonnen. Nach nur fünf Monaten verkauft die Molkerei bereits 1000 Joghurts pro Woche. Wichtig sei aber, betont Res bei verschiedenen Gelegenheiten, solche Entwicklungen langsam anzugehen. Es brauche ein organisches Wachstum. **Und vor allen Dingen müsse man darauf achten, dass die Menschen bei den Entwicklungen mithalten könnten.** Neben der Vermarktung gehen natürlich viele Erzeugnisse in die Eigenversorgung. Jeden Tag werden im «Dörfli» 100 Personen verpflegt. Dazu kommt noch die Versorgung des Begegnungs- und Kurszentrums in Dietisberg, das viele Gäste anzieht.

#### «Wieder auf den Boden kommen»

Dietisberg bietet 80 Wohn- und Arbeitsplätze für Männer in schwierigen Lebensverhältnissen und mit sozialen Schwierigkeiten. Vertreten sei die ganze Bandbreite männlicher Sozialfälle, sagt Res: *Time-out*-Schüler; junge Menschen, die den Halt verloren und zum Teil lange «auf der Gasse» gelebt haben, teilweise auch mit kriminellem Hintergrund. Aber auch ältere ehemalige Straffällige und viele Männer mit Suchtproblemen, die z.T. heute bereits an Folgeschäden ihrer Sucht leiden. Oft sei der Dietisberg die letzte Station für diese Menschen, wenn es anderswo nicht mehr gehe.

Vieles in der heutigen Gesellschaft laufe falsch, findet Res. Das beginne bereits in der Schule, wo oft die Stillen vernachlässigt würden. Oder Jugendliche, die auf der Gasse landeten, bekämen häufig erst wieder die nötige Aufmerksamkeit und Zuwendung, wenn sie straffällig geworden seien, berichtet der Heim-



*Sinnhafte Arbeit auch für ältere Betreute.*

leiter. «Wir leben in einer «bodenlosen» Gesellschaft», findet Res. Umso mehr kommt dem Landwirtschaftsbetrieb auf dem Dietisberg eine zentrale Bedeutung zu. Die Landwirtschaft hat neben der ökologisch-ökonomischen auch eine therapeutische Funktion: **Res erklärt, der Kontakt mit den Tieren und den Pflanzen sei wichtig, um «auf den Boden zu kommen». Kranke Menschen würden dadurch z.T. überhaupt erst therapierbar.** Auf dem Dietisberg lernen die Betreuten z. B. ein Saatbeet anlegen, damit neues Leben wachsen kann. «Wir führen die Menschen wieder zu den Werten der Landwirtschaft», sagt Res. «Es ist wie mit der Natur. Wir müssen lernen, gewisse Dinge zu akzeptieren. Wenn ein Gewitter viel zerstört hat, sollten wir auch sehen, was [verschont] geblieben ist, und nicht nur, was wir nicht mehr haben. Man ist gesund, wenn man sagen kann, was man noch hat.»

**Die Philosophie der Dietisberger Wohn- und Heimstätte bestehe darin, den betreuten Menschen zu sagen, was sie können und nicht, was sie nicht können.** Denn was sie nicht könnten, sei ihnen immer und immer wieder gesagt worden, erklärt Res. Die Ausbildung und die Therapie müssten auf den Ressourcen der Betreuten aufbauen. «Wenn mir jemand sagt: «Das kann ich nicht», dann ist meine erste Frage immer: «Wer hat das gesagt?» Wir sagen unseren schwierigen Jugendlichen jeweils: «Uns interessiert nicht, was du früher Chaotisches gemacht hast. Darauf wollen wir gar nicht eingehen.»

Das «Dörfli» ist ISO-zertifiziert. Res erzählt, dass bei der Zertifizierung gemäss Sozial-



Fotos: Dietisberg

versicherung zu wenige SozialpädagogInnen bei ihnen gearbeitet hätten. So habe er dem Bundesamt für Sozialversicherungen geschrieben, er beschäftige Mütter. Und er schrieb eine Lobeshymne auf mütterliche Werte und darauf, welche wunderbare Arbeit diese Mütter bei ihm leisteten. Und siehe da: Das Bundesamt erteilte doch tatsächlich die Bewilligung zur Zertifizierung. **«Ich bin wohl der einzige Arbeitgeber», sagt Res mit einem Augenzwinkern, «der ISO-zertifizierte Mütter beschäftigt.»** Der Heimleiter freut sich über seine vielen langjährigen MitarbeiterInnen, von denen sich zahlreiche nachträglich zur Fachfrau oder zum Fachmann Betreuung weitergebildet haben. Als ideal bezeichnet es Res, wenn MitarbeiterInnen über eine handwerkliche sowie eine soziale Ausbildung verfügten und die soziale Betreuung derart verinnerlicht hätten, dass sie sich darauf konzentrieren können, die Betreuten handwerklich zu begleiten.

#### Regional wirtschaften

Beim Rundgang zeigt mir Res mit Stolz den grossen Hausgarten, der symbolisch für die Bedeutung der Landwirtschaft mitten im «Dörfli» und leicht erhöht angelegt ist. Wir besuchen die Schreinerei, die Druckerei, die Schlosserei und die einzige Holzwäscheklammer-Werkstatt der Schweiz. Die Gebäude sind geräumig und hell. Alle wurden ohne staatliche Subventionen gebaut. Wo fremde Arbeitshilfe nötig ist, arbeitet Res mit dem lokalen Gewerbe zusammen. «Das Submissionsgesetz<sup>5</sup>», so Res, «ist der Killer des Lokalgewerbes. Es kann doch nicht sein, dass

<sup>5</sup> Im Prinzip besagt das Submissionsgesetz, dass Bauvorhaben öffentlich ausgeschrieben werden müssen und der Zuschlag zwingend an jenen Anbieter geht, der die «beste» Offerte einreicht. In der Realität bedeutet dies nicht selten, dass die billigste Offerte berücksichtigt wird.

Fremde in die Region kommen, um z. B. unsere Strassen zu bauen, und im Gegenzug unser Lokalgewerbe sich irgendwo weit weg um Aufträge bewerben soll. So gehen die guten Beziehungen zu den Leuten in der Umgebung verloren. **Das Problem ist doch heute, dass wir in der Region nicht mehr aufeinander angewiesen sind.**»

Die Korbflechterei ist in einem schönen Altbau untergebracht. Bevor wir sie betreten, erzählt mir Res die Geschichte des Korbflechters Sepp, der nach langen und schwierigen Jahren hier seine «Berufung» zum Korbflechter gefunden hat. Sepp hat in fortgeschrittenem Alter noch eine Lehre als Korbflechter abgeschlossen. Seine Abschlussarbeit, eine wunderschöne, lebensgrosse geflochtene Kuh, kann hier bewundert werden. Sepp ist sehr leutselig und führt mich gleich in die Geheimnisse des Korbflechtens ein. Er scheint sich sehr über meinen Besuch zu freuen, und ich wiederum freue mich, dass ich einen längst schon benötigten Korb noch nicht gekauft habe und gleich hier erstehen kann.

Neben den Gewerbebauten entstanden im «Dörfli» in den letzten Jahren auch Wohnungen für die MitarbeiterInnen, von denen mittlerweile einige hierher gezogen sind. Nun wachsen hier wieder vermehrt Kinder auf und bereichern das Dorfleben. **«Bei uns», so Res, «ist Wohnen und Arbeiten nicht getrennt. Wir sind eine starke Gemeinschaft.»** Die engen Beziehungen in der Region haben sich in vielerlei Hinsicht positiv ausgewirkt: Handwerker aus der Region, die im «Dörfli» beschäftigt sind, lernen die Betreuten kennen und können so Vorurteile abbauen. Manche Betreuten finden Arbeitsstellen im lokalen Gewerbe, sobald sie bereit sind, wieder einen Schritt «nach aussen» zu machen und kommen dadurch mit den BewohnerInnen des nahegelegenen Dorfes in Berührung, was wiederum positive Bezüge schafft. Die Kontakte mit der «Aussenwelt» und der Abbau von Vorurteilen werden zudem durch Dienstleistungen des «Dörfli» gefördert: Betreute erledigen z. B. für ältere Menschen in den umliegenden Dörfern Arbeiten im Haushalt oder im Garten – bereits 320 Kunden machen von diesem Haus- und Gartenservice Gebrauch.

### Soziales Engagement auch für die Alten

Während des Rundgangs ist die gute Atmosphäre im «Dörfli» spürbar. Man grüsst sich auf

der Strasse, und die Betreuten in den Gewerbehallen freuen sich offensichtlich über unseren Besuch. Überall nimmt sich Res Zeit, um sich nach dem Stand der Arbeit zu erkundigen und um mit aufmunternden Worten die Betreuten zu motivieren – wie ein Patron der alten Schule. So erstaunt es nicht, dass er sich vor geraumer Zeit damit beschäftigt hat, was aus den älteren Betreuten einmal werden würde. **Mit dem Gedanken, dass sie das «Dörfli» verlassen müssten, um anderswo in ein Altersheim zu ziehen, konnte er sich nicht anfreunden.** Selber ein Altersheim in Dietisberg zu bauen, erwies sich jedoch als zu schwierig, weil Altersheime an viele Vorschriften gebunden sind. Für Res kein Grund um aufzugeben. Hartnäckig und kreativ denkend, wie Res nun mal ist, kam er auf die Idee, als Landwirtschaftsbetrieb ein Gesuch für den Bau eines «Stöckli»<sup>6</sup> einzureichen. Dazu erhielt er umgehend die Baugenehmigung. Entstanden ist ein eindrücklicher Rundbau. Der Zugang zu den 12 Einzelzimmern und zu den Gemeinschaftsräumen erfolgt ebenerdig über

einen wunderschönen Innenhof, gestaltet von einem der Söhne von Res, der Landschaftsgärtner ist. So können die alten Dietisberger nun im «Dörfli» bleiben, da wo sie verwurzelt sind, und wenn sie es wünschen, auch noch kleinere Arbeiten verrichten, solange dies ihnen noch möglich ist.

Auf dem Rückweg zum Büro begegnen wir Res' Frau Doris. Res macht uns miteinander bekannt, und wir wechseln ein paar Worte. Zurück im Büro sagt Res: »Du hättest eigentlich Doris interviewen sollen. Sie ist hier das Herz und die Seele des Ganzen. Sie hat mich vor Jahren, als ich ein junger Witwer mit vier kleinen Kindern war, mit viel Mut und Zuversicht geheiratet und sich mit ebenso viel Engagement hier eingebracht.« Dass es mehr als nur eine Person braucht, um ein solches «Werk» wie das «Dörfli» Dietisberg zu schaffen, ist mir natürlich bewusst. Und dass unzählige engagierte Menschen zum Gelingen des «Dörfli» beitragen, spürt man ganz stark, wenn man hier zu Besuch ist! ●

### Soziale Intensivierung: Mehr Bauern braucht das Land!

Die gesellschaftliche und landwirtschaftliche Entwicklung läuft in eine falsche Richtung – so die «Diagnose» des Bioforums. Der Drang nach Wirtschaftswachstum hat insbesondere in der Landwirtschaft verheerende Auswirkungen, da deren Produktivität nicht beliebig gesteigert werden kann – abgesehen von kurzfristigen Ertragssteigerungen, die immer auf Kosten der Gesundheit von Tieren, Pflanzen und unserer natürlichen Lebensgrundlage: dem Boden, gehen. Auch die damit verbundene weitgehende Abhängigkeit von Erdöl (Schlepper, Stickstoffdünger, Pestizide usw.) ist ein Grundproblem in der Landwirtschaft.

In sozialer Hinsicht sieht das Bioforum eine mögliche Alternative zur Industrialisierung der Landwirtschaft in einer sozialen Intensivierung. Was heisst das? In erster Linie meinen wir damit die Forderung **«Mehr Menschen statt mehr Maschinen in der Landwirtschaft»**. Die Zahl der Arbeitskräfte, die das Land bebauen und davon leben können, soll wieder stark zunehmen. Dies vor dem Hintergrund von anzustrebenden regionalen Wirtschaftskreisläufen, wo Ressourcen schonend genutzt und primär erneuerbare Energieträger verwendet werden. Eine vielfältige, sich an der Ernährungssouveränität orientierende Landwirtschaft entspricht längerfristig nicht nur einer Notwendigkeit (Stichwort *Peak Oil*), sondern bietet auch vielen Menschen sinnhafte Arbeit.

Wir verstehen unter der sozialen Intensivierung aber auch eine **Annäherung und Verbindung zwischen BäuerInnen und Nicht-BäuerInnen**, z. B. durch direkte Kontakte zwischen ProduzentInnen und KonsumentInnen, durch Vertragslandwirtschaft, durch urbane Landwirtschaft oder durch soziale Betreuungsstrukturen in der Landwirtschaft. Mit einer Neubelebung der sozialen Beziehungen auf gleicher Augenhöhe soll der Entfremdung durch die gesichtslose Nahrungsmittelproduktion und den anonymisierten Massenkonsum entgegengewirkt werden. Für die BäuerInnen bieten solche Ansätze die Chance auf ein gerechtes, die Produktionskosten deckendes Einkommen und auf Wertschätzung ihrer Arbeit, die für die Gesellschaft lebensnotwendig ist. *Markus Schär*

<sup>6</sup> Bezeichnung in der Schweizer Landwirtschaft für den Altenteil.

## Small is beautiful oder Selbstversorgung durch Vielfalt

Wie werden die Forderungen, die das Bioforum im Text «Von der Erklärung zur Tat» verfasst hat, von praktischen IdealistInnen bereits heute umgesetzt? Wie sieht ökologische Intensivierung konkret aus? Der erste Teil eines zu lang gewordenen Hofporträts über die Selbstversorger Christian und Ursula Weber und ihr Gasthaus «Hospezi» mit ökologischem Landbau soll Anschauungsmaterial liefern. Sowie Lust und Mut auf mehr Taten machen.

**Markus Schär.** Am Möschberg-Gespräch 2010 wurde über den Ansatz einer ökologischen Intensivierung (kurz: Öko-Intensivierung) diskutiert, als Gegenentwurf zur erdölabhängigen, energetisch ineffizienten Landwirtschaft mit industrieller Wachstumslogik.<sup>1</sup> Wie sollte eine «Landwirtschaft von morgen» ausgestaltet werden, damit sie als nachhaltig gelten kann, also u. a. *nicht* auf dem Einsatz von fossilen Energieträgern und *nicht* auf der Ausbeutung der natürlichen Lebensgrundlagen basiert? Dazu hat das Bioforum die Möschberg-Erklärung und das Dokument «Von der Erklärung zur Tat»<sup>2</sup> formuliert. Doch allein Papiere mit hehren Forderungen und guten Vorschlägen ändern an der Realität noch nicht viel; **Taten brauchen Täter, die Ideen umzusetzen beginnen: im Kleinen, im Alltag, mit Überzeugung und Herzblut.**

Eben hier kommen Christian und Ursula Weber ins Spiel. Die beiden betreiben in einer Randregion ein Gasthaus mit ökologischem Landbau, basierend auf Selbstversorgung. Ich lernte Christian und Ursula letzten Januar auf dem Möschberg kennen und war sogleich angetan vom Idealismus und von der Leidenschaft, die in ihren Berichten über ihre subsistenzorientierte Land- und Gastwirtschaft zum Ausdruck kamen. Die Land- und Gastwirtschaft, die die Webers betreiben, konkretisiert einige der Forderungen des



Das Gasthaus Hospezi oberhalb von Trun.

Foto: Markus Schär

Bioforums nach einem grundsätzlichen Richtungswechsel in der Gestaltung von Landwirtschaft und Gesellschaft. Ihre alltägliche «Tat», die der gängigen landwirtschaftlichen Praxis in so ziemlich allen Punkten widerspricht, interessierte mich. Also bestieg ich an einem mässig schönen Tag im Mai den Zug und fuhr nach Graubünden, um mehr über die Praxis der Selbstversorgungswirtschaft der Webers zu erfahren.

Im Folgenden wird ausschliesslich aus der männlichen Perspektive von Christian Weber berichtet, da leider seine Frau Ursula an meinem Besuchstag anderweitig beschäftigt war. Es sei hier festgehalten, dass Ursula eine tragende Rolle im Gasthaus spielt. Ohne sie würde das Hospezi nicht wie beschrieben funktionieren.

### Herberge der Vielfalt

Das Gasthaus Hospezi liegt oberhalb von Trun auf 1000 m, am be-

sonnten Südhang des oberen Vorderrheintals. Wie der Name es vermuten lässt, diente das Gebäude früher als Herberge für PilgerInnen, die den Wallfahrtsort Caltgadira mit der barocken Kirche besuchten. Vor 13 Jahren konnten Christian und Ursula das alte Holzhaus kaufen und richteten es zu einer schmucken Gaststätte mit ökologischem Landbau her. Insgesamt 17 Betten in Doppel- und Einzelzimmern bietet das Gasthaus sowie eine sorgfältig dekorierte Gaststube und eine Terrasse mit prächtiger Aussicht ins Tal. Die eigentliche subsistenzwirtschaftliche Grundlage des Hospezi, die «Produktion» sozusagen, bilden die drei Hektaren Land, die als Gärten, Weiden und Wiesen genutzt und gepflegt werden.

Als ich nach einem Aufstieg durch ein lichtetes Waldstück beim Hospezi ankomme, steht Christian im Garten vor dem Haus, die letzten

Zutaten für das anstehende Mittagessen erntend. Er begrüsst mich freundlich. Bei einem angelegten Gespräch geniessen wir ein äusserst schmackhaftes und liebevoll angerichtetes Essen, das Christian zubereitet hat: Polenta mit gebratenen Morcheln, frischem Grüngemüse und Kräutern. Und einen wunderbar frischen, bunten Salat, dekoriert mit Gänseblümchen. Alles von hier, alles selber angebaut oder gesammelt. Beeindruckend für einen, auf dessen Teller nicht selten Lebensmittel oder Zutaten auch aus dem fernen Ausland landen. **Die Vielfalt auf dem Teller ist bei den Webers Ausdruck der Vielfalt im Garten.** Und diese wiederum ist wichtiger Bestandteil einer Lebens- und Wirtschaftsweise, die auf Selbstversorgung und möglichst geschlossene Kreisläufe ausgerichtet ist.

### Konservieren, was die Natur schenkt

Nach dem Essen führt mich der Gastgeber durch die Wirtschaftswelt des Hospezi. Es geht hinunter in den Keller, wo selbst jetzt im Frühling noch reihenweise Gläser mit Eingemachtem lagern. Die Gaben der über 130 (!) verschiedenen Nutzpflanzen – zu meist *Pro Specie Rara*-Sorten –, die im Garten gedeihen, sind reichlich und verlangen nach altbewährten Konservierungstechniken. Für den Selbstversorger ist das Haltbarmachen elementar, denn es gilt, «durch den Winter zu

<sup>1</sup> Vgl. «Kultur und Politik» 1/11.

<sup>2</sup> Vgl. <http://www.bioforumschweiz.ch/upload/Flyer1.pdf>

kommen» und sich jeweils in die nächste Vegetationsperiode hinüberzuretten. Das klingt nach Entbehrung, sei es aber nicht, wie Christian versichert: **«Man muss nicht immer alles zu 100% verfügbar haben. Wir leben tipp-topp von unserer Selbstversorgung, wir können sehr gut essen. Und wir machen etwas Positives für die Natur und uns selbst.»**

Zur Konservierung dienen u. a. auch die zwei Erdlöcher, eins im Keller und eins draussen. Darin werden Wintergemüse mäuse- und frostsicher eingelagert. Jetzt, wo bereits wieder frisch aus dem Garten geschlemmt werden kann, sind die Erdlöcher fast leer – einige Saatkartoffeln und Bodenkohlrabi befinden sich noch darin. Anfangs Winter seien die Erdlöcher aber voll mit Lagergemüse, erzählt Christian. Leer stehende Ställe funktioniert er im Winter zu Gemüsekellern um, z. B. um darin Kohl aufzuhängen.<sup>3</sup> Diverse getrocknete Hülsenfrüchte wie etwa die Gommer Suppenerbse oder die Grossbohne vom Löt-schentel, oder eben der zu Polenta verarbeitete Mais, versorgen die Webers im Winter mit Proteinen und Energie.

Nicht nur der Selbstversorger, auch die Natur konserviert Leben für die Überwinterung – in Form von Samen. In einer Ecke im Keller lagert Saatgut. **Der Saatgut-anbau sei wichtig für den Selbstversorger, betont Christian – Er schaffe Unabhängigkeit und gewährleiste Standortangepasstheit.** Die Webers vermehren viele ihrer Nutzpflanzen selber, beziehen aber auch Saatgut von *Pro Specie Rara*. Bei dieser Stiftung zum Erhalt von bedrohten Arten engagiert sich Christian als Sortenbetreuer. Etwa 30 Sorten wurden diesen Januar mit Unterstützung von zwei Helferinnen gesammelt, getrocknet, gewogen, abgefüllt,



*Lokale Vielfalt auf dem Teller.*

Foto: Markus Schär

beschrieben und beschriftet – eine Riesenarbeit, wie Christian betont.

#### **Kleinräumige Vielfalt statt massenhafte Einfalt**

Wir verlassen das Haus und gehen in den Garten, oder besser gesagt: in die Gärten. Ein ganzes Mosaik von Gärten, kleinen Äckern und Wiesen umgibt das Hospezi, jeweils gemäss ihrer Eignung genutzt. Einige Gärten sind längst bepflanzt, das Gemüse spriest. Christian kann bereits Grünzeug für Salate ernten – so etwa Spinat, rote, gelbe und grüne Gartenmelde, Kresse, Jakobszwiebel, Radiesli, Meerkohl oder das Schwarzwurzelgrün. **«Ein bisschen von dem und ein bisschen von dem, und du hast einen flotten grünen Salat, der geschmacklich einzigartig ist.** Mir sagen viele Leute, dass sie noch nie einen so feinen Salat gegessen

haben wie bei uns. Die essen sonst halt immer nur Kopfsalat und Nüssler [Feldsalat]. Dabei gibt es doch diese unglaubliche Vielfalt, auch in der Natur» – Christian zeigt auf den Sauerampfer und den Löwenzahn, die als Salat gegessen werden können. Weiter geht die kulinarische Reise zu den zart-süss schmeckenden Blütenständen des Federkohls, die wir zu Mittag gegessen haben. Sogar Spargeln ragen fast schon genussreif aus einem Beet. «Wir haben Spargeln *à gogo*, einfach dann, wenn sie bei uns kommen, und nicht im Januar», sagt Christian. Während das Beet mit den Spargeln fein säuberlich hergerichtet ist, spriest es in anderen Gärten noch wild – sie werden erst noch bepflanzt, mit Gemüsen für die Späternte im Herbst.

Die Gemüsesorten der Hospezi-Gärten trifft man sonst selten an:

**«Was wir anbauen, muss möglichst regional verbunden sein. Dann haben wir aber auch Freude, wenn es farblich oder geschmacklich speziell ist.»** So spriessen **man** hier etwa weisse Radiesli oder verschiedene Rüebli-sorten (Möhren) wie z. B. Jaune Longue du Doubs, Küttiger, Colmar, Gniff Savosa aus dem Tessin usw. Bei dieser Vielfalt muss es auch nicht von jeder Sorte viel sein: **«Wir leben von der Vielfalt, nicht von der Menge»**, erklärt Christian. Was mehrerer Gründe hat: Die Vielfalt bereichert den Speiseplan, schafft Habitate für Nützlinge, wirkt Krankheiten entgegen und vermindert das Risiko bei einem Ertragsausfall. «Wenn bei uns z. B. wie letztes Jahr der Chicorée aufgrund des warmen Herbstes verfault, dann sind das nur 20 Wurzeln und keine Lastwagenladung voll. Ich habe jedes Jahr Kulturen, die nicht gelingen. Das ist nicht weiter tragisch.»

Wir kommen an den jungen Kerbelrüben vorbei – ein Kaltkeimer, dessen Samen einmal durchgefroren gewesen sein müssen, bevor sie keimen. Das sei ein sehr feines Gemüse, das man fast nirgends bekomme, erzählt Christian. «Oder die Zuckerwurzel – wir haben nicht viel von diesen Gemüsen. Aber diese Abwechslung bringt es mit sich, dass man im Februar nicht das Gefühl hat: «Oh nein, nicht schon wieder Kohl.»» Bei der prächtigen Königskerze – gemäss Volksglaube schützt sie Haus und Hof vor Blitzschlag und Feuersbrunst – gerät Christian ins Schwärmen: «Diese Pflanze ist sooo schön, die gehört in jeden Bauerngarten.» Abgesehen davon, dass man ihre Blüten für Hustentee verwenden kann, ist sie vor allem dekorativ – nebst Lebensmittelanbau und Samengewinnung die «dritte Dimension» (Funktion) des Gartens, wie Christian sagt.

<sup>3</sup> Christian und Ursula haben mehr Ställe, als sie für ihre Tiere benötigen. Diese werden z. T. als Lagerräume, als Käsekeller oder eben als Gemüsekeller genutzt. Andere Ställe wiederum dienen den Ziegen während zwei Sommermonaten als Unterstand bei Regen.

Punkto Anbau ist Christian kein Dogmatiker. Er legt zwar Wert auf Fruchtfolgen, Mischkulturen (vgl. Kasten auf S. 16) und Mondphasen, aber Aussaat, Pflanzung und Ernte müssen auch in den Tages- und Wochenablauf bzw. in die verfügbaren Gartenbeete passen. «Wenn ich an einem bestimmten Tag gerade Zeit zum Pflanzen habe, dann mache ich es halt. Oder wenn ich sonstwo keinen Platz finde, dann kommen halt auch mal zwei sich weniger gut vertragende Nachbarn nebeneinander. Mir ist es aber wichtig, das alles, so gut es geht, zu berücksichtigen. Das liegt mir am Herzen. Aber es darf nicht sein, dass es zur heiligen Schrift wird», erläutert Christian. **Was für ihn aber nie in Frage käme, sei der Einsatz von Kunstdünger oder Pestiziden: «Dann lebe ich viel lieber und besser mit dem Ausfall.»** Auch die Mikroklimata von besonnten Mauern der Hütten und Ställe nutzen die Webers bestmöglich. So steht an einer vor Wind schützenden, die Wärme zurückhaltenden Wand z.B. ein Nektarinenbaum. An den Sonnseiten der Ställe wachsen Reben. Und an den Miststock heran gepfflanzt sieht man die ersten Kartoffelstauden wachsen. Christian wird sie noch vor Ende Mai ernten können. «Und dann kommen weiter oben schon die nächsten, die ich auch an den Stall herangepflanzt habe. Durch die versetzten Pflanztermine haben wir immer wieder frische Kartoffeln.» Auch die «Mini-Reaktoren» der Mistbeete schaffen ein Mikroklima, das auf 1000 m selbst Ölkürbisse reife Früchte tragen lässt. Das Prinzip des Mistbeetes ist einfach: Man macht im Frühling aus frischem Mist ein Hochbeet, formt in der Mitte eine Mulde, füllt diese mit Humus auf und lässt die mikroorganismischen Helfer im Mist für die Pflanzen Wärme erzeugen. Das ist Wachstumslogik à la Hospezi mit dem *keep it simple*-Ansatz.



Wer ist hier der Gockel? Caruso und Christian Weber.

Foto: Markus Schär

### Gackern, Blöken und Meckern

Auf dem inexistenten Speiseplan des Gasthauses Hospezi stehen nebst den zahlreichen pflanzlichen auch tierische Proteinquellen. Wir besuchen die neun weissen Schweizerhühner mit dem imposanten Gockel namens Caruso in ihrem grosszügigen Gehege. Das Schweizerhuhn ist eine Zweinutzungsrasse, die bis vor der Industrialisierung der Landwirtschaft nach dem Zweiten Weltkrieg relativ weit verbreitet war – heute gilt es als *Specie Rara*. Für die Selbstversorgungslandwirtschaft der Webers ist die Rasse ideal. Auf den Teller kommen nicht nur die Eier der zierlichen Hühner. «Wir lassen sie auch brüten, und dann gibt es Pouletfleisch im Herbst», berichtet Christian. Geschlachtet werden die Hühner auf dem Hof, verarbeitet sowieso. Selbst Huhnleberpastete machen die Webers für sich und ihre Gäste. Christian führt mich in einen Erdstall, den er mit Hilfe von straf-

fällig gewordenen und suchtgefährdeten Menschen der Stiftung «Waffenplatz» selber gebaut hat. Aus der hintersten Ecke blicken uns zwei junge Schweine etwas verschlafen entgegen. Es sind nicht auf hohen Fleischansatz gezüchtete Edelschweine, sondern deren Vorfahren: Wollschweine. Sie sind wenig stressanfällig und weisen einen ruhigen, sehr sozia-

len Charakter auf. Auch bei den Nutztieren gilt für Christian das Kreislaufprinzip: «Mehr als zwei Schweine brauchen wir nicht, das würde nicht gehen.» Wie die Hühner, sind auch die Wollschweine Verwerter von Gartenabfällen und Rüstabfällen aus der Küche und landen schliesslich selber auch einmal dort. Aber vorher haben sie ein schönes Leben im Freilaufgehege rund um den Erdstall. Selbst die Felle der Wollschweine werden nicht weggeworfen, sondern gegerbt. «So eins machen zu lassen, kostet uns 250 Franken, das bezahlt dir kein Schwein. Aber ich finde sie so schön. Dass man so Sachen einfach wegschmeisst, ist ein Desaster», findet Christian.

Von den Wollschweinen geht die Führung weiter auf die Weide der vier Bündner Oberländer Schafe und der zwei weissen Alpenschafe. Letztere sind nicht *Pro Specie Rara*-Tiere. Christian hat sie von einem Nachbarn übernommen und mit der Flasche aufgezogen. Auf der Weide weiter oben kommt meckernd ein Trupp neugieriger schwarzweisser Bündner Strahlenziegen angelaufen, nachdem sie ihr Bauer im melodiosen surselvischen Dialekt gerufen hat. **«Den Gizzis [Kitzlein] schleift es eh, aber wenn selbst die alten Geissen so aufgedreht sind, dann ist das ein gutes Zeichen»**, freut sich Christian sichtlich über

Biofutter ist Vertrauenssache

Weitsicht, Engagement, Solidarität

Die Eckpfeiler der Bioproduktion

**ALB** EXKLUSIV **Alb. Lehmann BIOFUTTER**  
 5413 Birmensdorf / 5200 Gossau / www.biomuehle.ch  
 Tel. 056 201 40 23 / info@biomuehle.ch  
 Gratisbestellnummer 0800 201 200

seine Ziegen. Nicht ganz ohne Narzissmus posieren die zierlichen Tiere für die Kamera. Drei der Geissen, deren männliche Kitzen bei einem Metzger in der Gegend bereits geschlachtet wurden, werden gemolken. Aus der Milch macht Christian verschiedene Ziegenkäse. Zwei Geissen lässt er ihre Kitzen bis im Herbst. Dann werden nochmals drei Kitzen geschlachtet, zwei dürfen als Nachzucht weiter das Hospezi aufmischen.

### Tiere artgerecht oder gar nicht halten

Für die Webers ist klar, dass sie ihren Nutztieren die bestmöglichen Haltungsbedingungen bieten wollen. Die Befolgung der schweizweit strengsten Tierhaltungsrichtlinien von KAGfreiland ist hier eine Selbstverständlichkeit. Dass das Tierwohl Christian sehr am Herzen liegt, merkt man, wenn er über die Stallausstattung spricht. Die behornten und zueinander nicht nur netten Geissen werden

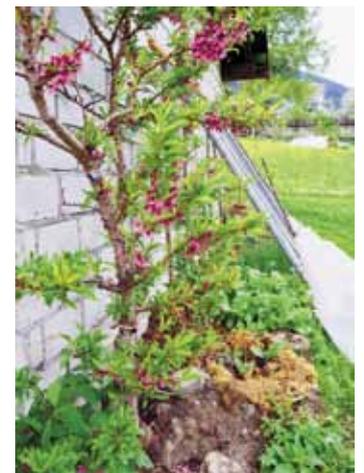
auch im Winter freilaufend gehalten. Um Konflikte zu verhindern und die Verletzungsgefahr zu reduzieren, ist der Stall durch Trennschürzen und Podeste so unterteilt, dass die Ziegen einander nicht ständig sehen. Die Raumgestaltung mit ihren Durchschlupfen ermöglicht aber den schwächeren Ziegen, wann immer nötig den stärkeren auszuweichen. Für die Kaninchen baut Christian noch an einem ausgeklügelten Stall mit Winterauslauf herum. Er soll direkte Kontakte zulassen, aber Gerangel vermeiden. Jetzt sind die Kaninchen noch bei seinem Vater im Tal untergebracht. **«Ich versuche immer, die natürlichen Bedürfnisse der Tiere zu berücksichtigen, wenn ich sie schon nutzen will»**, betont Christian. Und wenn das nicht geht, dann kommt es für ihn gar nicht erst in Frage, diese Tiere zu halten. Beim Projekt Weinbergschnecken-Zucht, das den Gästen dereinst zeigen soll, dass auch eine strikt lokale Küche «Exotisches» zu



Posieren für das Foto: die Bündner Strahlenziegen. Fotos: Markus Schär



Informativer Schmuck: Gartenbeet mit auf Steintafeln beschrifteten Pflanzen.



Mikroklima an einer besonnten Mauer. Im Vordergrund der Nektarinenbaum.

### Öko-Intensivierung in der Praxis: Z. B. von schönen Pflanzengesellschaften leben

Mischkulturen sind gezielt genutzte Pflanzengesellschaften. Je kleiner und gärtnerischer angelegt Bodenparzellen in der hiesigen Landwirtschaft sind, desto eher sind Mischkulturen anzutreffen. **Mischkulturen beruhen auf Beziehungsmustern zwischen Pflanzenarten, die sich gegenseitig schützen und fördern, hemmen oder schädigen.** Im Ackerbau wird die natürliche Mischkulturbildung einerseits unterdrückt (Unkrautbekämpfung), manchmal aber auch als potenziell das Agrarökosystem stabilisierend willkommen geheissen – vor allem im Biolandbau. **Mischkulturen bringen Humusaufbau und Bodenschutz durch Untersaaten, Unterstützung der Immunreaktionen von Hauptfrüchten durch Beifrüchte, positive Beschattungswirkungen sowie neue Möglichkeiten in der Fruchtfolge.** Man muss im Ackerbau aber sehr gut ihre Dynamiken kennen. Durch Mischkultur geht der Ertrag einzelner Hauptfrüchte meist zurück, während der Gesamtertrag durch sie gesteigert, bei Witterungsextremen stabilisiert und dauerhaft hoch gehalten werden kann. Mischkulturen, die im Boden und in der Wuchshöhe viele «Stockwerke» ausfüllen, gerne auch mit Gehölzpflanzen dabei, sind **die am flächeneffizientesten die Ernährung sichernden Bodennutzungsformen. Zugleich haben sie die grösste genutzte Biodiversität.** Nikola Patzel

bieten hat, dürften die Haltungsbedingungen der Tiere die geringste Herausforderung sein. Hier wird sich wohl eher der eine oder andere menschliche Gast nicht artgerecht gefüttert sehen. Aber das ist natürlich reine Spekulation.

In der Regel füttert Christian die Nicht-Widerkäufer mit viel hofeigenem Futter: Heublumen, gekochten Kartoffeln, alten Äpfeln, Küchenabfällen, Käserinde usw. Beim Futtermittelzukauf ist er sehr bescheiden. Für die Schwei-

ne werden im Herbst etwas Kartoffeln zugekauft sowie Kleie – Letzteres auch für die Hühner und die Ziegen. Und eine Getreide-Mais-Mischung für die Hühner in Bioqualität, «wenigstens ohne Soja», wie Christian unterstreicht. «Aber das füttere ich wirklich nur, wenn ich Stress habe und einfach die Runde schaffen muss», versichert er mit Anspielung auf die Futterimportproblematik.

Der zweite Teil dieses Porträts wird in «Kultur und Politik» 3/12 erscheinen.

# Machet euch der Erde zugetan!

**Claudia Capaul.** Im Frühling stelle ich das Spinnrad in eine Ecke und gehe in den Garten. Die Erde ist weich geworden. Sie atmet wieder und duftet, und sie lockt mich aus dem Haus. Die ganze Luft riecht nach erwachender Erde, und zusammen mit dem Duft eines warmen Frühlingsregens erwacht die Lust am Schaffen. Endlich darf ich wieder mit den Händen Erde spüren, in der Erde graben und wühlen, Erdkrumen durch die Hände rieseln lassen und dazu denken, wie wunderbar lebendig dieser Gartenboden geworden ist mit meiner langjährigen Pflege und Mühe, und wie die Erde nun bereit ist, neuen Samen aufzunehmen und alles wachsen und gedeihen zu lassen, und schliesslich Nahrung werden zu lassen für uns Menschen.

Mein Herz sträubt sich, die Erde als interessanten Stoff für die Wissenschaft anzusehen. Ich möchte nicht zählen und rechnen und analysieren, nur spüren. **Ich spüre nämlich wohl, wie es der Erde geht.** So wie ich spüre, wie es meinen Familienmitgliedern geht, so spüre ich, in welcher Verfassung «meine» Erde ist. Ich bin ja ein Teil von ihr, bin es geworden im Laufe der vielen Jahre als Bäuerin und Gärtnerin. Zuerst, vor 17 Jahren, da war die Erde in meinem jetzigen Garten noch fest, ganz dicht und klebrig, manchmal auch schmierig, fast wie Modellierton. Die Rüebli konnten nicht in die Tiefe wachsen, so gross war der Widerstand. Der Garten strahlte etwas Erbärmliches aus. Er brauchte meine Hilfe. Die gab ich ihm. Ich pflegte die Erde mit Hingabe, ernährte sie mit Kompost jedes Jahr, bearbeitete sie mit Lockern und Graben. So spürte ich immer besser, was meine Gartenerde nötig hat. Mit der Zeit konnte ich es nicht mehr leiden, wenn der Boden unbedeckt blieb. Ich hörte ihn förmlich bitten um eine Bekleidung, um einen Schutz vor Wind und Wetter, vor Trockenheit und starker Sonne. Ich liebe diese Erde und bin ihr dankbar für alles, was sie mir das Jahr durch schenkt, nicht nur die Gaben zum Essen, nein auch die Freude. Denn wenn ich aus dem Garten ins Haus zurückkehre, fühle ich mich reich und ausgeglichen. **Der Garten ist mein Therapeut, und die Erde Balsam für die Seele.**

«Gehet hin und machet euch der Erde zugetan!» Diese Aufforderung kommt von Christi-

ne Kradolfer, der Leisundlautmalerin unserer Kulturgruppe im Bioforum. Wenn wir den «Sagenhaften Boden» (vgl. Kasten auf S. 20) zur Aufführung bringen, ist der Spruch als Kalligraphie auf einem Plakat im Hintergrund präsent als Leitmotiv der Veranstaltung, liebevoll mahnend, aber auch provokativ, denn wer kennt nicht den Bibelspruch «Gehet hin und machet euch die Erde untertan»? Und wir wissen alle ganz genau, dass unser Wirtschaftssystem und der grösste Teil der Landwirtschaft nach wie vor nach diesem Spruch funktionieren, hart und lieblos, gierig und kurzsichtig. Wie doch das Ersetzen von lediglich sechs Buchstaben einen Spruch und dessen Sinn so total verändern kann! Machet euch der Erde zugetan! **Anstatt Ausbeutung und verbrannte Erde: sorgsames Erhalten der Fruchtbarkeit. Anstatt Überheblichkeit: Demut und Ehrfurcht, anstatt Rücksichtslosigkeit: Liebe und Zuneigung zur Erde.** Der Spruch kommt aus dem Bewusstsein, dass wir alle Kinder dieser Erde sind und dass die Erde unsere grosse Mutter ist. Als Bäuerin habe ich das Glück, dies spüren zu können. Kein Asphalt trennt mich von «meiner Mutter». Ich habe das Privileg, die Gesetze der Mutter Erde und der Natur weitgehend befolgen zu können. Das gibt mir Kraft und Ausdauer, es macht mich zufrieden und erfüllt, denn ich lebe im Einklang mit der Natur, ihren Gesetzen und den gegebenen Rhythmen.

Ich denke, das gehört auch zu den Grundideen des Biolandbaus. Wer in den Gesetzen der Erde und der Natur lebt und mitschwingt, lebt gesund. Auch wenn es nicht immer einfach ist, die Gesetze zu erkennen und die Zeichen zu deuten, unsere Aufgabe als Biobäuerinnen ist es doch, aufmerksam zu sein, die Stimmen der Natur zu hören und zu reagieren. Es lohnt sich. Davon berichten so manche Sagen und Märchen aus den Zeiten, da die Menschen den Bezug zur Natur noch selbstverständlicher hatten als heute. Die Strafen für das Übertreten der Naturgesetze und für masslose Gier sind in diesen Geschichten drastisch. Auch in der Bibel können wir solche Geschichten finden. Die berühmteste ist wohl die Geschichte über die Arche Noah und die Sintflut.

Solche Geschichten zeigen auch, wie der Mensch immer wieder übermütig und über-

heblich wird, und wie er immer wieder eine neue Lektion provoziert. Sie zeigen aber auch, dass es immer Wissende gab, die warnten und vorsorgten. In dieser Rolle sehe ich uns Biobäuerinnen und -bauern. Keine einfache Rolle! Und auch keine dankbare Rolle. Wir sind die, welche den Motor der Wirtschaft bremsen und zu viel Fragen stellen.

Ich finde, **wir sollten uns immer bei allem, was wir tun, fragen, ob es der Erde schadet oder dient, ob dieses Tun in den Kreislauf der natürlichen Gesetze integrierbar ist oder nicht.** Im Moment ist die Energiefrage ein grosses Thema. Alles, was wenig Energie braucht oder mit erneuerbarer Energie gemacht werden kann, gilt als gut, als fortschrittlich. Zum Beispiel Sonnenenergie. Doch frage ich mich manchmal, wie viel erschöpfliche Energie es braucht, um unerschöpfliche Energie gewinnen zu können? Und können diese unerschöpflichen Anlagen wie Windräder oder Sonnenkollektoren einmal, wenn sie ausgedient haben, dem Kreislauf der Erde zurückgegeben werden, ohne sie zu vergiften?

Machet euch der Erde zugetan! Ich möchte diesen Spruch nicht als Aufruf zu Entbehrung und Verzicht sehen, sondern als Vision für ein anderes Leben, in dem andere Werte zählen als Bequemlichkeit, Geld und Mobilität. Werte wie innerer Reichtum, innere Wärme, Freundschaft und Solidarität, Werte wie sie die Erde, unsere Mutter, grosszügig schenkt, wenn wir gut zu ihr sind. ●

Gehet hin  
und  
machet  
euch der  
erde  
zugetan

Kalligraphie: Christine Kradolfer

# Der Biolandbau und die «Mutter Erde»

«Mutter Erde» ist für manche eine gewöhnliche Metapher, für andere ein gefühlsgeladener Naturbegriff und für Dritte ein Name des Weiblich-Göttlichen. Dieser Beitrag bringt Beispiele, wie «Mutter Erde» im Biolandbau gesehen wird und stellt etwas psychischen und kulturellen Kontext dazu.

**Nikola Patzel.** «... dass die Erde unsere grosse Mutter ist», müsse uns bewusst sein, schreibt die Biobäuerin **Claudia Capaul**.<sup>1</sup> Sie spricht über die Erde in ihrem Gemüsegarten und meint zugleich die grosse Göttin. Bei ihr ist der gärtnerische Dialog mit dem Boden eine zugleich ernährungswirtschaftliche und religiöse Erfahrung. Und «Ich bin ja ein Teil von ihr», sagt sie, und spricht damit das Gefühl einer Verbundenheit an, das der Ethnologe Lucien Lévy-Bruhl *participation mystique* genannt hatte: Er beschrieb diese Verbundenheit als eine selbstverständliche Teilhabe des Menschen an seiner Umgebung; mehr noch: als eine gefühlte Einheit mit ihr, die in vielen Kulturen der alltägliche Normalzustand ihrer Naturbeziehung gewesen sei.<sup>2</sup> Aber anders als die von Lévy-Bruhl damals beschriebenen Indianer und Afrikaner ist Claudia Capaul nicht selbstverständlich in solch einer Einstellung aufgewachsen. Sie beschreibt ihren Dialog und ihre Einheit mit «Mutter Erde» als Geschehnis ihres persönlichen Erfahrungs- und Lernprozesses.

## Mutter Erde am Beginn des Biolandbaus

Die Bäuerin **Mina Hofstetter** hatte die erste Schweizer Bio-Landwirtschaftsschule gegründet. Sie schrieb (1941<sup>3</sup>, S. 14 ff.): «Mutter Erde, dir gegenüber müssen wir erst wieder klein und demütig werden.» Und weiter: Auf den Taktschlag ihres Herzens müsse man zu lauschen lernen, «um zu finden die Ruhe, die Stille, das Einssein mit ihr! Dann fängt sie plötzlich an zu reden und uns verständlich zu werden! Dann lesen wir in ihr wie in einem aufgeschlossenen Buche, dem Buch der Natur.

... Sie [Mutter Erde], die das Gesetz ist und bleibt, sie wird es uns wieder lehren oder uns vernichten». Mina Hofstetter sprach damit zwei wichtige Wesenszüge des Bildes von der Mutter Erde an:

Erstens als **Lehrmeisterin**. Als Natur- und Geisteswissenschaft und Psychologie noch kaum getrennt waren, zu Zeiten der Alchimie, empfanden es manche Forscher als nötig, bei der Natur «in die Lehre» zu gehen: durch Beobachtung und Reflexion und den meditativen **Dialog** mit einer dem Bewusstsein begegnenden Natur, die zum Menschen spricht. Hofstetter beschreibt ihre seelische Wahrnehmungs- und Aufnahmefähigkeit als Voraussetzung zum *Dialog* mit der Lehrmeisterin Mutter Erde. Menschliche Gewalt und Machtausübung, wodurch die Meisterin zur Sklavin zu machen sei, wie es u. a. Francis Bacon als Königsweg der Naturwissenschaft angesehen hatte,<sup>4</sup> wären hier verderblich. Zugleich betont Hofstetter die Identität der Mutter Natur mit dem «Gesetz». Bei vielen Entwicklern und Vertretern des Biolandbaus werden die Beachtung von «Naturgesetzlichkeit» und «Lebensgesetzen» nicht nur als eine pragmatische Anpassung an angenommene Befunde und Erfahrungen verstanden: sie erscheinen ihnen oft wie steinharte normative Gesetzestafeln. Vor allem bei Männern und sehr meinungsstarken Frauen kann sich hier erfahrungsgemäss eine alttestamentliche Härte bilden, die in Gegensatz geraten kann zum Hinhören auf das, was die Lehrmeisterin *jetzt* wohl sagt.

Zweitens fürchtete Mina Hofstetter die **mögliche Vernichtung durch die Mutter Natur**, wenn das Verhältnis mit ihr nicht gut ist.<sup>5</sup> Frau

Holle, eine unserer Erscheinungsweisen der grossen unterweltlichen und zugleich himmlischen weiblichen Figur, täte also nicht nur denjenigen mit schwarzem Pech strafen, der sie auszutricksen versucht, sondern auch dem frühen Tod zuführen, wer sich von ihr nichts sagen lässt. Das entspricht dem Aspekt von Mutter Erde als verschlingender Todesmutter. Allerhand Bilder aus der Religionsgeschichte zeigen diesen Aspekt. Auch in unseren Sagen findet sich die Gestalt der Kornmutter, die Menschen verschleppen oder töten kann, einfach so oder zur Strafe. Die Angst vor Mutter Natur als Todbringerin ist heute (unbewusst) enorm stark, wie zahlreiche Katastrophenfilme zeigen und auch persönliche Ängste vor Unglücken und Seuchen, Sintfluten und einem Zivilisationszusammenbruch.<sup>6</sup> Sie sind auch Ausdruck des Schuldgefühls wegen Sünden gegenüber Mutter Erde (oder gegenüber Gottvater je nach religiösem Schwerpunkt), wegen menschlichen Frevels an der Natur. Diese Angst führt allzu oft mehr und mehr zu Kontrollzwang. Sie kann sich aber auch zur Motivation wandeln, unbedingt eine eigene Beziehung zu «Mutter Erde», zum Weiblich-Göttlichen zu suchen, möge sie einem mit Licht und Farben entgegentreten oder dunkel, wie sie wolle.

Der Mitbegründer der *organic agriculture*, Sir **Albert Howard**, führte seine wichtigsten Landwirtschaftsgrundsätze, wie etwa die nötige Viehhaltung, als die bewährte Handlungsweise von «Mutter Erde» ein (1948). Man solle am besten ihre Wirtschaft zum **Vorbild der menschlichen Landwirtschaft** nehmen.

<sup>1</sup> In dieser Nummer von «Kultur und Politik», S. 17.

<sup>2</sup> Lucien Lévy-Bruhl (1912, 2. éd.): *Les fonctions mentales dans les sociétés inférieures*. Félix Alcan, Paris.

<sup>3</sup> Mina Hofstetter (1941): *Mutter, gib mir Brot!* In: W. Zimmermann et al.: *Mutter Erde – Weckruf und praktische Anleitung zum biologischen Landbau*. Verlag Fankhauser, Zielbrücke-Thielle.

<sup>4</sup> Francis Bacon (1863, p. 48): «... under constraint and vexed; that is to say, when by art and the hand of man she [Nature] is forced out of her natural state, and squeezed and moulded.» («... unter Zwang und gequält; dass sie [die Natur] also durch die Hand und Technik des Mannes aus ihrem natürlichen Zustand herausgezwungen, eingezwängt und umgeprägt wird.» *The Works of Francis Bacon. Translations of the philosophical works*, vol. I. Taggard and Thompson, Boston.

<sup>5</sup> Vgl. Hans Peter Rusch (1986, S. 240): «Die Menschheit wird das biologische Zeitalter gewinnen, oder sie wird nicht mehr sein.» *Bodenfruchtbarkeit. Eine Studie biologischen Denkens*. Haug Verlag, Heidelberg. – Und neu den Buchtitel von Felix zu Löwenstein (2011): «Wir werden uns ökologisch ernähren oder gar nicht» (Rezension in «Kultur und Politik» 4/2011: S. 24).

<sup>6</sup> Mina Hofstetter sprach von der Rache «durch Krankheit, durch Seuchen, durch Stürme, Dürren, Fluten ... bis zum Untergang des ganzen Erdteils!»

Darüber hinaus, als Ausdruck seiner Gefühle gegenüber Mutter Erde, liess er in seinem «*Agricultural Testament*» (1940) Shakespeare sprechen, auch auf seine gestorbene Frau Gabrielle bezogen: «Die Erde, Mutter der Natur, ist ihre Gruft / Ihr mit Erde bedeckendes Grab, das ist ihr Mutterleib.»<sup>7</sup>

Zur fruchtbaren Beziehung von Himmel und Erde hat sich **Rudolf Steiner**, Begründer der biologisch-dynamischen Landwirtschaft, so geäussert (1957 ff., Bd. 230, S. 122): «Die Erde ist Mutter der Pflanzenwelt, der Himmel ist Vater der Pflanzenwelt. Das ist in ganz wörtlichem Sinne der Fall.» Dieses archetypische Motiv des **göttlichen Elternpaares** tauchte auch im christlichen Kontext fast ganz wieder auf, mit der Maria: Dort wo sie, mit dem offiziellen Titel der «Gottesmutter» benannt, die sich mit dem Geist verband, nun auch als die Erde gesehen wird, aus der die Pflanzen kommen. Ein Kollege erzählte mir einmal, er erkläre seinen Kindern die Welt als Schöpfung von Mutter Erde und Vater Geist. In der Religionsgeschichte finden wir immer wieder irdische Göttinnen als Mutter und Braut des Geistes zugleich.

Der gelernte Gynäkologe und nachmalige Biolandbau-Mitbegründer **Hans Peter Rusch** ärgerte sich über die Abwertung des Göttlich-Weiblichen in der Landwirtschaft seiner Zeit. Er schrieb: «Was dem Bauern früherer Zeiten als «heilige Mutter Erde» galt, die er wie seine leibliche Mutter begrüsst [...] wurde ihm als recht belangloser Pflanzenstandort erklärt ...»<sup>8</sup> Zum Vergleich nochmal zu Mina Hofstetter: Sie hatte «diese Erde, dieser heilige Grund» gesagt, und «alles wird neu, harmonisch, schön», wenn man in ihrem Buch «Licht um Licht» schauen könne. Ich nehme in diesen Aussagen eine betonte, höchste Wertschätzung der Mutter Erde und der durch sie erfahrbaren Erkenntnisse wahr: Licht dürfte hier als Metapher für Erkenntnis und Bewusstsein gemeint sein. Aber in solchen Formulierungen erscheint auch eine gewisse Idealisierung des Weiblichen, ein sehr liches religiöses Bild, wie im Minnegesang oder in vielen Bereichen des Marienkultes, wo die dunklen Seiten zu fehlen scheinen.



*Maria im Ährenkleid. Eine Darstellung aus Bayern, Holzschnitt, ca. 1450.*

Quelle: Erich Neumann (1997 [1.A.1974])



*Allegorie der «Mutter Erde». Aus einem Manuskript der Abtei Monte Casino, 11. Jh.*

Quelle: Erich Neumann (1997 [1.A.1974])

### «Mutter Erde» in der Seele

Tatsache ist, dass die «Mutter Erde» und die ihr entsprechenden weiblichen Gottesbilder auch eine empirische seelische Wirklichkeit sind, die verschiedene Gegensätze in sich enthält. Es gibt also auch eine **Innenwahrnehmung** der Erdgöttin-Gestalten, dadurch dass sie im heutigen Menschen spontan erscheinen. Ein Beispiel von einer Frau in den mittleren Jahren, die träumte: «Unter dem Meer schläft in einer Schlangenhöhle eine göttliche Frau. [...] Sie hat ein blutrotes, nur die untere Körperhälfte umhüllendes Gewand. Sie hat dunk-

le Hautfarbe, volle rote Lippen und scheint von grosser physischer Kraft zu sein.» Die Träumerin ist unten bei der göttlichen Frau, und die göttliche Frau küsste sie. Als dann die Träumerin aus der Tiefe wieder zurückkam, spielten weisse Flammen um ihren Kopf, «während sie durch wogende Weizenfelder schritt.»<sup>9</sup>

Dieser Traum zeigt eine Begegnung in der Tiefe des Unbewussten, in der Tiefe der Natur. Seine Symbolik spricht gefühlsmässig an, doch dürften einige Hinweise zum psychologischen und kulturellen Kontext der einzelnen Symbole zur bewussteren Deutung hilfreich sein: Überall auf der Welt wurden irdische Göttinnen auch umspielt von *Schlangen* gezeigt, oder sie wurden mit Schlangen in der Hand dargestellt (z. B. in Mittelamerika, in Indien, in Kleinasien, auf Kreta). Die Symbolik dieses ganz erdverbundenen Reptils ist ambivalent zwischen uralter Weisheit und tödlichem Gift. Beide Aspekte sind somit auch Attribute der Göttin. Die rote Farbe des Unterleibsgewandes kann symbolisch auf starke, liebevolle oder verzehrende Emotion hinweisen, auch auf das Blut des Lebens. Ihre *körperlichen Eigenschaften* (dunkle Hautfarbe, betonte Lippen und Körperkraft) weisen auf Sinnlichkeit und Erdhaftigkeit hin. Ihr *Kuss* ist eine intime Verbindung auf der Ebene des Kopfes, symbolisch dem Bewusstsein nahe. Dieser Kuss wirkt auch wie eine Initiation. Die *weissen Flammen* um den Kopf der Träumerin weisen symbolisch wohl auf eine Verbindung des menschlichen Bewusstseins mit einer spirituellen Dimension hin, die durch die Begegnung in der Tiefe gewonnen wurde. Sie erinnern auch an die Feuerflammen auf den Köpfen der dem Heiligen Geist verbundenen Apostel beim ersten Pfingsten. Beim Gang durchs *Weizenfeld* schliesslich scheint das Ich der Träumerin inmitten Gestaltungen der Erdmutter zu sein, ihrer Kinder: Die Göttinnen Ishtar, Demeter und Ceres wurden mit Kornähren gezeigt, wie dann bei uns die Maria im Ährenkleid.<sup>10</sup> Auch gehörte es zu den landwirtschaftlichen Bräuchen Mitteleuropas, die Gestalt der «Kornmutter» auf dem Erntefeld aus Ähren darzustellen.

Auch wenn die Symbolik solcher Träume eine nachweislich überpersönliche, archetypische ist, so handelt es sich doch auch um jeweils persönliche Erfahrungen, um individuelle

<sup>7</sup> «The Earth, that's Nature's Mother, is her tomb / What is her burying grave, that is her womb» – Shakespeare (1597/99): *Romeo and Juliet*.

<sup>8</sup> Rusch (1968): *Bodenfruchtbarkeit* S. 71.

<sup>9</sup> Zitiert nach C.G. Jung: *Zum psychologischen Aspekt der Korefigur*. In: *Gesammelte Werke* 9/1, Abs. 331.

<sup>10</sup> Erich Neumann (1997 [1.A.1974]): *Die Große Mutter. Eine Phänomenologie der weiblichen Gestaltungen des Unbewussten*. Walter Verlag, Zürich, S. 247f.

<sup>11</sup> «Gut leben. «Pacha Mama» und die Würde der Menschens». In «*Kultur und Politik*» 4/2011: S. 12–14.



Die aztekische Erd- und Muttergöttin Coatlicue in ihrem todbringenden Aspekt.

Quelle: Erich Neumann (1997 [1.A.1974])

Erlebnisse, die mit Entwicklungsprozessen in der Persönlichkeit zusammenhängen. «Mutter Erde» ist nicht nur eine Redeweise, ein philosophisches Konzept oder eine Göttin früherer Zeiten. Auch heutige innere Erlebnisse können sie ins individuelle Leben kommen lassen.

### Welche Schlussfolgerungen ziehen?

Was können diese Dinge für den Biolandbau bedeuten? Veronika Bennholdt-Thomsen hat in ihrem Artikel über «Pacha Mama und die Würde der Menschen»<sup>11</sup> die kulturelle Befreiungsbewegung der indigenen Völker Boliviens beschrieben, die jüngst bis zur Anerkennung der «Rechte der Mutter Erde» in der bolivianischen Verfassung führte. «Denn, so lehrt die indigene Kosmvision, die Erde ist ein Lebewesen, und wir alle gehören zu ihr, wie die Kinder zur Mutter, aus der sie geboren werden.» Die Autorin argumentiert, dass der Geringschätzung und Entwürdigung der Erde und aller Menschen, die den «naturgegebenen Lebenskräften» besonders verbunden seien, ein Ende gemacht werden könne: wenn Mutter Erde wieder entknechtet und in ihrer wahren Grösse und ihrem Sinn anerkannt werde. Wor- auf griffe eine vergleichbare sozial-religiöse Bewegung bei uns zurück? Auf die Kelten und Germanen unter unseren Vorfahren? Diese

«alten Indianer» leben nicht mehr körperlich unter uns, und bei Rückgriffen (oder Projektionen), welcher Art auch immer, ist grosse Vorsicht angesagt. Aber wenn der persönliche Dialog mit «Mutter Erde» eine Sehnsucht des Einzelnen erfüllt und das Gespräch sich in den eigenen Erfahrungen verwirklicht, gerade auch

im praktischen Umgang mit dem Boden als Bäuerin und Bauer, dann kann das heilend wirken: «Der Garten ist mein Therapeut, und die Erde Balsam für die Seele», schreibt Claudia Capaul. Das hat eben auch etwas mit der «Frau Holle» zu tun, deren Märchen sie so gerne in der Erzählung lebendig werden lässt. ●

## sagenhafter boden

weisheit wissen wundersames  
über unseren erdboden

*Wunder?* Wir hoffen, dass sie uns widerfahren und laufen Gefahr, sie zu übersehen, wenn sie uns vor die Füsse fallen. *Weisheit?* Das ist etwas Uraltes. Und wohl unerreichbar. Wie schnell vergessen wir, dass wir damit geboren wurden und ein Leben lang darauf bedacht sein müssen, sie uns nicht ganz «aberziehen» zu lassen: die Intuition, von der Claudia Capaul in ihren Gedankenspinneereien schreibt.

*Wissen?* Das ist wohl etwas für die Fachleute, die mit Fakten und Zahlen eindrücklich rasonieren und Superlative gegen Superlative ausspielen können.

«**Sagenhafter Boden**» ist ein Erzählereignis für grosse und kleine Zuhörende, herausgewachsen aus unzähligen Gesprächen über uns ErdenbewohnerInnen und unseren Umgang mit der Erde als Nutzniesser des Bodens. Die Grenzen zwischen den genannten Kategorien werden dabei gründlich verwischt und zum Überlappen gebracht, und zwar durch eine vielfältige Herangehensweise an dieses vielschichtige Thema.

Da gelingt es z. B. **Otto Schmid**, Biobauer und Biologe am FiBL, Fakten und Zahlen über Bodenleben und Bodenlebewesen bildhaft erzählerisch zu vermitteln. Wir erfahren von ihm, dass und wie viele Kühe auf und *unter* der Bodenoberfläche leben. **Claudia Capaul**, Biobäuerin, erzählt in zwei Märchen vom geistigen Leben aus der Erde: Wir lernen die Holundermutter als weise Kraft aus dem dunklen Licht des Erdbodens kennen. Und die kleinen Leute, die mit ihrer Zauberkraft dafür sorgen können, dass der respektvolle Bauer zu seinem Glück findet, während der rücksichtslose das seine übersieht und kapitulieren muss. **Nikola Patzel**, Naturwissenschaftler und Psychologe, erzählt aus dem volkskundlichen Wissensschatz über alte Gepflogenheiten im bäuerischen Leben, welche die Menschen mit der Fruchtbarkeit der Erde in Einklang halten helfen. **Martin Köchli**, Biobauer und Grossrat, zeigt sich als Poet: Er trägt eigene Gedichte und solche von anderen Dichtern vor. In allen wird die Erde besungen. Mit Leis- und Lautmalerei aus Trommel und Stimme suche ich [**Christine Kradolfer**] selber einen rhythmisch-musikalischen Zugang zum Geheimnis Erdboden.

«**Sagenhafter Boden**» ist unterhaltsam, lehrreich, manchmal fast feierlich, witzig, fröhlich, heiter. Die ZuhörerInnen dürfen sich in ihrer Gewissheit bestärken lassen, dass Lebenskraft im Boden und in uns liegt, und dass wir *mit* der Erde in Gemeinschaft diese Kraft zur Entfaltung bringen können.

«**Sagenhafter Boden**» dauert ca. 90 Minuten (inkl. Pause), wird in Schweizer Mundart oder Hochdeutsch aufgeführt, z. B. für Vereine, Gesellschaften, zu Geburtstagen, Versammlungen usw., wo immer wir eingeladen werden (in Stuben, Ställen, Heubühnen und auf normalen Bühnen).

Informationsmaterial ist über die Geschäftsstelle des Bioforums oder über die Webseite einsehbar.

Christine Kradolfer

# Die Bauern sollen es stellvertretend für die Gesellschaft richten?

Die Landwirtschaft wird für viele Umweltprobleme und die dramatische Abnahme der Biodiversität verantwortlich gemacht. Doch mit dieser Schuldzuweisung machen es sich die Kritiker zu einfach. Eine kurze Rückblende zeigt, warum die Landwirtschaft in ihre Rolle geraten ist – und wie sie sich daraus befreien könnte.

**Georges Stoffel.** Es gibt nichts schönzureden. Die heutige Landwirtschaft ist, in der Schweiz genauso wie in den meisten industrialisierten Ländern, für die Umwelt zum Desaster geworden. Sie ist daran, ihre eigene Produktionsbasis zu zerstören. Und dies mit einem Verbrauch an nicht erneuerbarer Energie, der längst viel höher ist als die Energie, die sie als Nahrung aus dem Boden herausholt. **Damit hat sich die Landwirtschaft immer mehr von ihrer Jahrtausende alten Kernkompetenz entfernt, nämlich die Primärproduktion aus den Ressourcen Boden, Wasser, Luft und Sonnenenergie.** Zugleich hat sie sich in eine weitgehende Abhängigkeit hineinmanövriert. In der Schweiz gibt der Bauer im Durchschnitt jeden Franken, den er verdient, gleich wieder an die vorgelagerten Stufen weiter – an Futtermühlen, Düngelieferanten, Traktorenimporteure, Stallbauer, Banken.

## Die Landwirtschaft nicht isoliert betrachten

Dem Staat und seinen landwirtschaftlichen Institutionen, insbesondere dem BLW, kommt es nicht ungelegen, dass der Bauer in den Medien zum Schuldigen gemacht wird. Denn dies lenkt davon ab, dass es die gezielte, offizielle Agrarpolitik war, die die einst standortgerechte organische Landwirtschaft mit staatlichen finanziellen Anreizen und mit Hilfe des staatlichen landwirtschaftlichen Bildungswesen und



*Es ist nicht egal, was, wieviel, wann und bei wem eingekauft wird. KonsumentInnen tragen eine Mitverantwortung.*

Foto: Markus Schär

Beratungsapparates zu einem Paradigmenwechsel in die chemisch-synthetische Landwirtschaft drängte. Von Staates wegen gab es für die Bauern mehrere Jahrzehnte lang kaum eine Alternative dazu. **Ganze Forschungsanstalten arbeiteten für nichts anderes als für diesen «Fortschritt» in die «neue», intensive, chemisierte Landwirtschaft.** Aber auch ein Teil der organisierten Bauern, allen voran der über den mächtigen, eng mit der Politik und mit der Industrie verbandelte Bauernverband, spielte in diesem landwirtschaftlichen Chemisierungs- und Intensivierungsprozess eine

sehr aktive Rolle. Über Jahrzehnte wurden Generationen junger Bauernsöhne darin geschult, immer höhere Leistungen aus Boden, Tieren und Pflanzen herauszuholen und dazu immer mehr Vorleistungen der Industrie zu beziehen. **Diesem Aspekt, dass hinter dem Schuldigen Bauer der Staat und die mächtige Agrarindustrie stand, wird in der heutigen politischen Diskussion nicht Rechnung getragen.** Der Bauer wird nun stellvertretend für die Gesellschaft zum alleinigen Schuldigen gemacht und ist wie beim Schachspiel zum Bauernopfer geworden. Die undifferenzierte Schuldzu-

weisung erzeugt unter Bauern nicht selten eine grosse Frustration, z.T. sogar einen Hass auf den Staat und die anklagenden Umweltverbände.

## Fahnenwechsel

Heute stehen die Zeichen für eine sog. «nachhaltige Landwirtschaft» mit «mehr Ökologie» und «mehr Markt». Jetzt sollen die Bauern unter umgekehrten Vorzeichen mit Hilfe des neuen Direktzahlungssystems zu einem Paradigmenwechsel hin zur Ökologisierung ihrer Produktion quasi gezwungen werden. Mit «staatlichen Anreizen» soll die Neuausrich-



Die Spur unseres Konsums geht zurück bis auf den Acker.

Foto: Markus Schär

tung der Landwirtschaft in ein paar wenigen Jahren vollzogen werden. Diesen Paradigmenwechsel können die Bauern aber nicht so schnell nachvollziehen, da die für eine standortgerechte ökologische Landwirtschaft notwendigen Kuhrassen und Pflanzensorten in den letzten Jahrzehnten fehlgeleiteter Landwirtschaftspolitik verdrängt oder überzüchtet wurden. **Angepasste Tiere und Pflanzen müssen erst wieder gezüchtet werden, was einen Zeitraum von 15 bis 20 Jahren braucht.**

#### Gesellschaftliche Aufarbeitung nötig

Der Weg hin zu «mehr Nachhaltigkeit» und «mehr Ökologie» muss als ein gesamtgesellschaftlicher Prozess angegangen werden und kann nicht einfach nur der Landwirtschaft übertragen werden. Darum bedarf es zuallererst einer gemeinsamen Vergangenheitsbewältigung der Jahrzehnte langen fehlgeleiteten, staats- und industriegetriebenen Landwirtschaftspolitik. Dazu gehört, dass der Bauer von der ihm alleine zugeschobenen Schuld entlastet wird. **Der Staat und die staatlichen Institutionen, die den Paradigmenwechsel hin zur Umweltschädigenden chemisch-synthetischen Landwirtschaft veranlassen haben, müssen dafür ihren nicht unerheblichen Teil der Verantwortung übernehmen.** Dieser Schritt ist notwendig, um eine versöhnliche, partnerschaftli-

che Neuausrichtung der Gesellschaft, zusammen mit den Bauern, zu ermöglichen. Auch die Umweltverbände sollten das zur Kenntnis nehmen und auf gleicher Augenhöhe eine Partnerschaft mit den Bauern suchen, anstatt sie als «Umweltsünder» zu diskreditieren. Ausserdem wäre es hilfreich, wenn die Rolle des Konsums in diesem Zusammenhang mehr beachtet würde.

#### Verlangt der Konsument nachhaltige Lebensmittel, erzeugt sie der Bauer

Der landwirtschaftliche Verfassungsauftrag (Artikel 104), der eine nachhaltige, multifunktionale Landwirtschaft fordert, wurde 1996 mit 78 Prozent Ja-Stimmen angenommen. Konsequenterweise könnte man erwarten, dass diese Stimmenden, die alle auch Konsumenten sind, entsprechend nachhaltige landwirtschaftliche Produkte nachfragen. Konsumiert werden aber immer noch überwiegend billige Lebensmittel, mehrheitlich aus der chemisierten Intensivlandwirtschaft, auch aus dem Ausland. **Die konsequente Nachfrage nach nachhaltigen Lebensmitteln würde schnell zu einer nachhaltigen landwirtschaftlichen Produktion führen, und nicht umgekehrt. Der Konsument trägt also Mitverantwortung für eine nachhaltigere Umwelt.**

Eine nachhaltige Landwirtschaft ist aufwändiger und kann nicht so

billig produzieren wie die chemisierte Landwirtschaft. Auch nicht mit der Unterstützung durch öffentliche Steuergelder, die in Form von Direktzahlungen die Umsetzung des Verfassungsauftrags gewährleisten sollen, indem gemeinwirtschaftliche Leistungen, wie z. B. die Landschaftspflege, abgegolten werden. Mit dem ständigen Verweis der Umweltverbände und anderer auf die jährlich 2,8 Milliarden Franken an die Bauern ausbezahlten Direktzahlungen entsteht der zwiespältige Eindruck, der Steuerzahler finanziere grosszügig die Landwirtschaft. **Tatsächlich kann sich in der Schweiz die Mehrheit der Bauern nicht mehr nur aus ihrem landwirtschaftlichen Betrieb rekaptalisieren.** Das heisst, dass mit der bäuerlichen Arbeit, auch unter Berücksichti-

gung der Direktzahlungen, nicht genug verdient wird, um die Höfe zu unterhalten. Sie werden durch nicht landwirtschaftliche Nebenverdienste quersubventioniert. Weiter müsste man richtigerweise klar aufzeigen, dass der Konsument unmittelbar und direkt Nutznießer der an die Landwirtschaft ausgeschütteten öffentlichen Gelder ist. Dadurch nämlich, dass Nahrungsmitteln so verbilligt werden.

**Erst wenn wir als gesamte Gesellschaft einsehen, dass die letzten Jahrzehnte der staatlich-industriell fehlgeleiteten Landwirtschaftspolitik die Umwelt geschädigt haben, und wir gemeinsam die Konsequenzen daraus ziehen, wird eine neue Agrarpolitik 2017 zum dringend notwendigen landwirtschaftlichen Paradigmenwechsel führen.** ●

## Dahinter stehen 40 Jahre Bio-Süssmost Tradition



Seit 40 Jahren wird in der Mosterei Möhl Bio-Süssmost aus Demeter- und Knospenqualität gepresst. Das Obst stammt vor allem von Hochstamm-Bäumen der Bio-Bauern aus der nächsten Umgebung, deren Höfe und Baumbestand nach den Richtlinien der BIO SUISSE bewirtschaftet werden.

Der frisch gepresste Saft wird unter Kohlendruck eingelagert. Erhältlich in Retourflaschen beim Getränkehändler, in SPAR-Läden oder im Reformhaus.



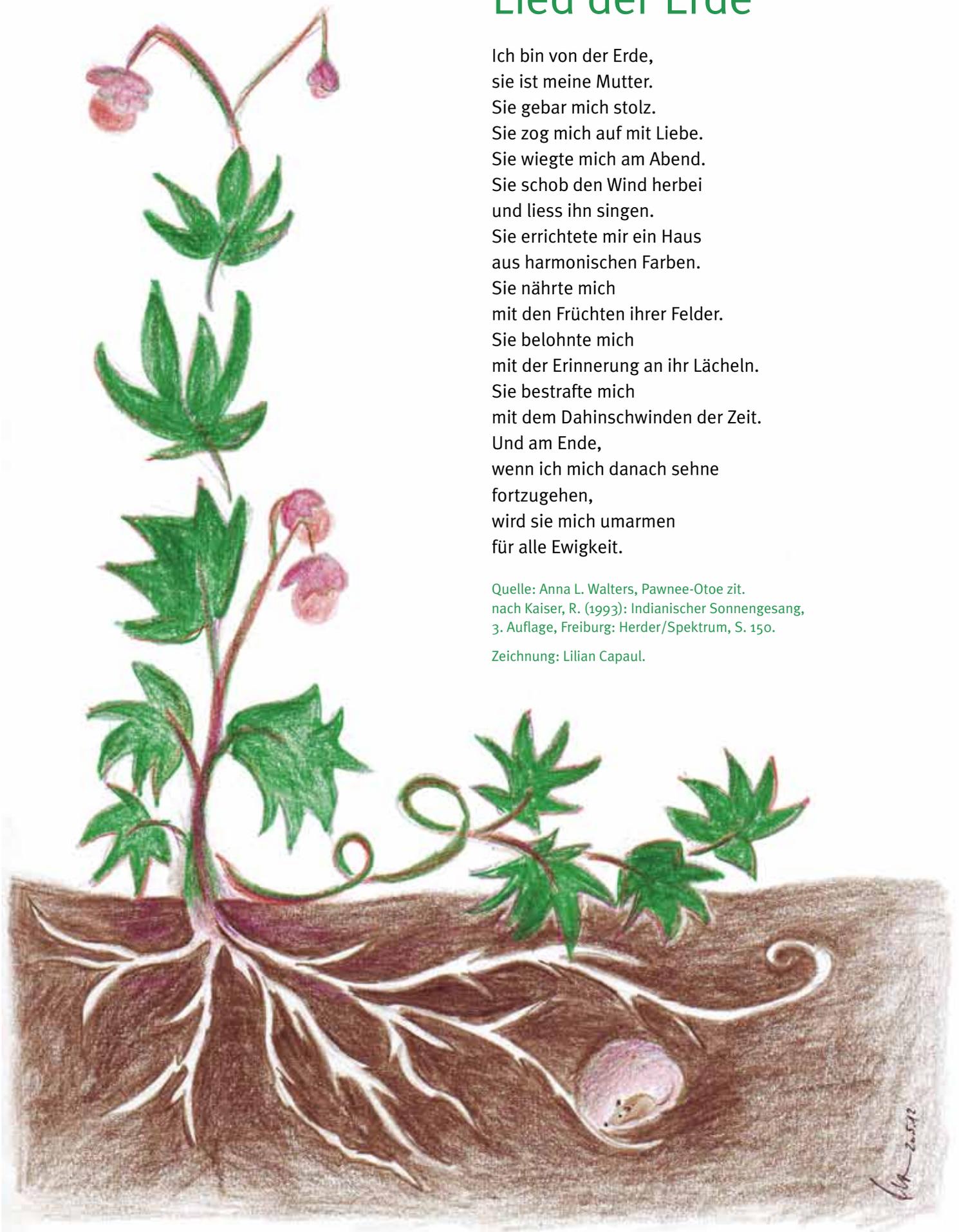
Mosterei Möhl AG, 9320 Arbon  
Telefon 071 447 40 74  
[www.moehl.ch](http://www.moehl.ch)

## Lied der Erde

Ich bin von der Erde,  
sie ist meine Mutter.  
Sie gebar mich stolz.  
Sie zog mich auf mit Liebe.  
Sie wiegte mich am Abend.  
Sie schob den Wind herbei  
und liess ihn singen.  
Sie errichtete mir ein Haus  
aus harmonischen Farben.  
Sie nährte mich  
mit den Früchten ihrer Felder.  
Sie belohnte mich  
mit der Erinnerung an ihr Lächeln.  
Sie bestrafte mich  
mit dem Dahinschwinden der Zeit.  
Und am Ende,  
wenn ich mich danach sehne  
fortzugehen,  
wird sie mich umarmen  
für alle Ewigkeit.

Quelle: Anna L. Walters, Pawnee-Otoe zit.  
nach Kaiser, R. (1993): Indianischer Sonnengesang,  
3. Auflage, Freiburg: Herder/Spektrum, S. 150.

Zeichnung: Lilian Capaul.



# Das Bioforum in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft

Vor 90 Jahren hat das heutige Bioforum Schweiz unter anderem Namen und mit anderen Zielsetzungen das Licht der Welt erblickt. Engagierte Frauen und Männer haben sich damals vorgenommen, Antworten auf offene und ungelöste gesellschaftliche Fragen zu finden. Seither hat sich zwar das gesellschaftliche Umfeld verändert. Die grundlegende Frage nach der Erhaltung der menschlichen Lebensgrundlagen stellt sich heute jedoch vordringlicher denn je. Das Bioforum will dazu weiterhin Lösungsansätze diskutieren und vorantreiben.

**Werner Scheidegger.** Ein erstes Arbeitsfeld bot dem Verein in den 1920er Jahren die alkoholfreie Obstverwertung. Die damalige sogenannte Schnapswelle brachte zahlreiche Familien an den Rand des finanziellen Ruins. Einige Jahre später entwickelte sich daraus eine Bildungsarbeit nach dem Vorbild der dänischen Volkshochschulbewegung. Durch Bildung zu Freiheit und Unabhängigkeit war ein Motto jener Zeit, in der die Landbevölkerung durch die Wirtschaftskrise am härtesten betroffen war. 1932 entstand als Zentrum dieser Arbeit die Schule auf dem Möschberg, die von der Form und vom Lehrplan her neue Wege beschritt und Modellcharakter hatte. **Die damaligen Akteure erkannten aber bald, dass die Wirtschaftskrise nicht wie die Maul- und Klauenseuche über die Grenze kommt, wie sich ein prominenter Bauernpolitiker äusserte, sondern von Men-**

**sch gemacht war und mit geeigneten Massnahmen auch bekämpft werden konnte.** Welche diese waren, darüber wurden heftige politische Auseinandersetzungen geführt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg, als sich das Ende einer Ära und der Beginn einer neuen abzuzeichnen begannen, wurde der biologische Landbau zum dominierenden Thema der Lehrgänge auf dem Möschberg. Das sollte über viele Jahre so bleiben und den Möschberg zur Geburtsstätte des organisch-biologischen Landbaus im deutschsprachigen Raum werden lassen.

Alle drei Schwerpunkte der jungen Bewegung Abstinenz, die Alternative zur offiziellen Wirtschaftspolitik und der Biolandbau wurden jeweils nur von einer kleinen Minderheit der Bauern mitgetragen und stiessen bei der Mehr-

heit zum Teil auf erbitterten Widerstand. Aber sie waren ein Beitrag zur Neuorientierung der Bauernschaft.

## Eine Einschätzung der Gegenwart

Der Biolandbau hat sich seinen Platz erobert und wird sich weiter entwickeln. Sein Gravitationszentrum hat sich längst vom Möschberg weg nach Basel und Frick verlagert. Damit ist dem Bioforum gewissermassen das zentrale Thema abhanden gekommen. Nach dem Tod der ersten Pioniergeneration hat sich der Verein den Namen Bioforum zugelegt und sich vorgenommen, den einst sehr breiten Bildungsansatz weiterzuführen. Die Möschberg-Gespräche und der alljährlich stattfindende Bio-Gipfel sind Gefässe, die diesem Anliegen dienen. **Und der Begriff «Forum» im Vereinsnamen weist darauf hin, dass hier nicht ein**



Der Möschberg: Geburtsstätte des Biolandbaus.

Foto: Markus Schär

**bestimmtes Dogma hochgehalten wird, sondern Platz ist, um unterschiedliche Ansichten und Standpunkte einander gegenüberzustellen.** Dabei ist das Bioforum selber frei von jeglichen wirtschaftlichen und politischen Durchgriffen; Der Verein muss somit keinerlei Rücksicht auf Geldgeber und auf Abnehmer von Bioprodukten nehmen. Es kann sich für Anliegen stark machen, die (noch) nicht gesellschafts- und mehrheitsfähig sind, die möglicherweise auch Interessen von Verbänden oder Firmen tangieren, aber aus ganzheitlicher, ökologischer Sicht aktuell sind. Das Bioforum hat das Potenzial, als Wegbereiter neuer Ideen zu wirken, was der langjährigen Tradition des Möschbergs entspricht.

### Und morgen?

Der Biolandbau ist den Kinderschuhen entwachsen und befindet sich in einer Konsolidierungsphase. Forschung und Marketing befinden sich in guten Händen. Braucht es einen Verein wie das Bioforum noch? **Im Verständnis der Pioniere, egal welcher Ausrichtung, war Biolandbau nie nur eine innerlandwirtschaftliche Angelegenheit. Vom Boden und seinen Früchten leben wir alle, unabhängig davon, ob wir uns selber damit befassen oder BäuerInnen diese Aufgabe überlassen. Nur auf diesem Boden ist alles übrige Wirtschaften erst möglich. Das wird leider in unserem von Technik und Informatik beherrschten Zeitalter oft vergessen.**

Unser Wirtschaftssystem ist geprägt von den Dogmen Wettbewerb, Wachstum und Gewinnmaximierung. In diesem Sog befindet sich auch die Landwirtschaft. Höchstertrag auf den Feldern und Höchstleistung bei den Tieren stehen immer noch zuoberst auf der Prioritätenliste der Landwirtschaft. Beides verträgt sich weder mit dem verbal lautstark proklamierten Ziel der Nachhaltigkeit, noch ist es auf Dauer sozialverträglich.

Im Bewusstsein dieses Dilemmas hat das Bioforum vor zwei Jahren die **Möschberg-Erklärung** verabschiedet.<sup>1</sup> In Übereinstimmung mit dem um die gleiche Zeit veröffentlichten Weltagrарbericht wird darin aufgezeigt, dass selbst der Biolandbau, wie er in den Industrieländern mehrheitlich praktiziert wird, offensichtliche Schwachstellen aufweist. Auch er ist, wie die gesamte Wirtschaft, zunehmend abhängig vom Erdöl. Weil sich die Erschöpfung dieser Ressource abzeichnet, weil weltweit immer mehr

Menschen arbeitslos werden und gleichzeitig von ihren Lebensgrundlagen Boden und Ernährung entfremdet werden, drängen sich neue Formen des (Land-)Wirtschaftens auf.

Das Gefäss der Möschberg-Gespräche ist als Zukunftswerkstatt geschaffen worden, in der losgelöst vom Tagesgeschäft Denkanstösse eingebracht, diskutiert, erwogen und verworfen werden können, ohne sofort den Beweis der Richtigkeit erbringen zu müssen. **Es werden Samen ausgesät, aus denen im Idealfall Pflanzen wachsen.** Die Möschberg-Erklärung ist ein Beispiel einer solchen Aussaat. Die Zeit wird zeigen, ob und welche Früchte daraus reifen. Wir tragen den Begriff Forum nicht nur im

Namen, sondern wir verstehen uns auch als ein solches, d. h. alle interessierten konstruktiven Menschen sollen darin zu Wort kommen dürfen. Wir haben keine fertigen Lösungen für die Probleme der Zukunft. **Wir nehmen auch nicht für uns in Anspruch, allein den Weg zu kennen, der zur Lösung der grossen Fragen unserer Zeit führt. Aber wir suchen ihn im Wissen darum, dass diese Fragen mit den Rezepten der Vergangenheit nicht zu lösen sind.** Dass in dieses Suchen auch die nicht-bäuerliche Bevölkerung einbezogen sein muss, versteht sich von selbst.

Sie sind eingeladen, sich mit uns auf diesen Weg zu begeben. ●

## Aus «Teilt Euer Wissen» soll *Farmer's Wiki* werden

Bäuerliches Wissen ist im Kern der meisten Agrarkulturen. Auch bei der Entstehung der biologischen Landwirtschaft in der Schweiz und in Europa hat es eine wichtige Rolle gespielt.<sup>1</sup> Das Bioforum sieht sich als ein Helfer der Kulturkontinuität und Wissensvermittlung von der Vergangenheit in die Zukunft. Daher hat es 2011 die Internetseite «Teilt Euer Wissen»<sup>2</sup> als Sammel-Forum eingerichtet. Um von der kleinen so entstandenen Sammlung zu einem grossen Portal werden zu können, wird «Teilt Euer Wissen» auf eine **Internetseite im Wikipedia-Format** gezügelt werden. Mit Partnern vom Bioschwand, von der Universität Bern, vom Delinat Forschungsinstitut, vom Schweizerischen Agrararchiv und vom FiBL wurden zwei Sitzungen abgehalten und eine Vorvereinbarung zur Zusammenarbeit getroffen. Mithilfe eines Systems von Gewährsleuten und anderer Mittel solle **bäuerliches Wissen zusammengetragen und qualitätskontrolliert dem einfachen «Klick-Zugriff» zur Verfügung gestellt werden.** Im weiteren Verlauf des Projekts sollen auch geeignete internationale Partner einbezogen werden. Einige Institutionen, die an einer *Farmer's Wiki* Interesse haben könnten, werden derzeit um Finanzierungsbeiträge angefragt. Gemäss derzeitigem Projektbeschrieb hat *Farmer's Wiki* folgende Ziele:

- Die Sammlung, Bereitstellung und Reflexion bäuerlichen Wissens mit Berücksichtigung seiner verschiedenen Zugänge, Formen und Bereiche.
- Die Nutzung des dokumentierten Wissens zur aktiven Arbeit mit Landwirten in der Aus- und Weiterbildung untereinander, auch mithilfe verschiedener Bildungseinrichtungen.
- Die Stärkung der landwirtschaftlichen Betriebe und der bäuerlichen Bevölkerung in ihrer Rolle als Orte und Akteure der Forschung und Innovation.
- Die Persönlichkeitsbildung der Bäuerinnen und Bauern durch aktive Integration in die Tradierung und Neuschaffung von Wissen.
- Eine engere Zusammenarbeit zwischen Bauern, Beraterinnen und Wissenschaftlern und damit eine grössere Durchlässigkeit und Mobilität von Wissen.

Wir wünschen diesem Vorhaben ein gutes Gelingen zum Wohle der bäuerlichen Landwirtschaft.

*Nikola Patzel*

<sup>1</sup> Vgl. den Film «Zwischen Zorn und Zärtlichkeit. Die Geschichte des Biolandbaus in der Schweiz» von Benno Hungerbühler und Thomas Alföldi, erhältlich im FiBL-Online-Shop.

<sup>2</sup> Vgl. Markus Lanfranchi in «Kultur und Politik» 4/11, S. 22.

<sup>1</sup> Vgl. [http://www.bioforumschweiz.ch/upload/Moeschberg\\_Erklaerung.pdf](http://www.bioforumschweiz.ch/upload/Moeschberg_Erklaerung.pdf)

# Unterstützen, Mitmachen und Beispiele schaffen!

Über das Ende einer Ära, die Suche nach möglichen Lösungsansätzen und die Notwendigkeit, sich dafür einzubringen, z. B. im Bioforum.



**Markus Lanfranchi.** Während ich diesen Text schreibe, demonstrieren in zahlreichen Städten weltweit tausende meist junge und jung gebliebene Menschen gegen die Krisenpolitik, die Sparwut im öffentlichen Sektor oder das kapitalistische System im Allgemeinen. Die Ära der unbegrenzten Möglichkeiten scheint zu Ende zu gehen; breite Gesellschaftsschichten sehen sich ihrer materiellen und ideellen Lebensgrundlage beraubt. Stehen wir am Anfang einer «neuen Zeit»?

Nun gilt es, die allgemeine Richtungslosigkeit mit Inhalten zu füllen. Zu lange hat uns die Politik des Wirtschaftswachstums in eine falsche Richtung geführt. Das Geld wurde zu Gott; nicht nur bei uns, dem reicheren Teil der Welt, sondern auch in ärmeren Gegenden. Auch da sind Prestigeobjekte das Wichtigste überhaupt: Fälschungen von Markenkleidern und -handtaschen finden reissenden Absatz, während der Qualität der Lebensmittel kaum mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird. Das bäuerliche Leben steht in der gesellschaftlichen Hierarchie nicht nur ganz unten, es ist oftmals auch schlicht nicht mehr möglich. Weltweit gesehen bilden KleinbäuerInnen vom Land zusammen mit den in die Slums Abgewanderten eine verarmte Klasse, die täglich wächst und ums

Überleben kämpft. Indem die industrielle Landwirtschaft mit einem Riesenaufwand an Technik, Chemie und Treibstoffen gigantische Flächen bewirtschaftet, werden die menschliche Arbeitskraft und das bäuerliche Wissen überflüssig.

**Obwohl wir alle wissen, dass die Grundstoffe für diese Art der Nahrungsproduktion (z. B. Erdöl als Energiequelle oder Phosphor als Düngemittel) begrenzt und in unmittelbarer Zukunft wohl unbezahlbar teuer sein werden, wird gewirtschaftet, als ob diese Ressourcen in unendlicher Menge verfügbar wären.** Ein Grossteil der Ernte wird zudem vernichtet, bevor dieser unsere Teller erreicht! Auch ein Mitarbeiter der Umweltelehre der ETH Zürich veröffentlichte die Aussage, dass die Hälfte der geernteten Nahrung auf dem Weg vom Acker auf den Teller verloren geht, wobei ein Drittel vermeidbar wäre!<sup>1</sup> Aber sieht man an der ETH denn nicht, dass dies mit einem Ernährungssystem zusammenhängt, dass sie selber weiter auszubauen hilft? Was tun in unserer Situation? Der Landwirtschaft sei durch die Politik nicht zu helfen, sagte Bioforum Gründer Hans Müller schon vor einem halben Jahrhundert: **«Geht nach Hause und schafft Beispiele.» Die Lösungs-**

**ansätze müssen von der Basis her kommen, von uns.**

Damit das Bioforum solche Lösungsansätze weiterhin diskutieren und unter die Leute bringen kann, wie dies seit bald hundert Jahren geschieht, brauchen wir eine breitere Basis. **Wir brauchen Sie, liebe Leserin, lieber Leser!**

Wenn wir es schaffen, einen breiteren Bekanntheitsgrad zu erreichen, einen grösseren Kreis von MitdenkerInnen, eine stärkere Gruppe von UnterstützerInnen zu gewinnen, können wir unsere langjährige Tradition der visionären Gestaltung noch kraftvoller unter die Leute bringen. Deshalb haben wir dem Bioforum nahe stehende Personen gebeten, unser Heft an potenzielle InteressentInnen weiterzureichen. Das dürfen Sie gerne auch tun. Umso mehr würde es uns freuen, wenn Sie unsere Zeitschrift «Kultur und Politik» abonnieren würden – Mitgliedschaft inbegriffen. Gerne dürfen Sie sich bei uns auch einbringen und einmischen: mit Forumsbeiträgen<sup>2</sup>, LeserInnenbriefen, der Teilnahme am Mösberg-Gespräch oder dem Besuch des Biogipfels. Auch Kollektivmitgliedschaften für Vereinigungen sind bei uns willkommen.

Wir wollen uns als freie und unabhängige Kraft weiterhin und mit noch mehr Nachdruck einbringen. Wir wollen nicht aufhören uns zu empören ob der Absurdität des landwirtschaftlichen und politischen Systems. **Wir wollen weiterhin Perspektiven schaffen und konstruktiven Leuten einen praktischen, aber auch einen ideellen Rahmen bieten.**

Wie damals, als der biologische Landbau am Mösberg seinen Anfang nahm, sind wir auch heute an einem toten Punkt der Geschichte angelangt. Setzen wir also erneut ein vehementes Zeichen für eine Freude bereitende, souveräne und standortangepasste Landwirtschaft. ●

<sup>1</sup> [http://www.ethz.ch/news/treffpunkt/downloads/TP20120415\\_beretta.pdf](http://www.ethz.ch/news/treffpunkt/downloads/TP20120415_beretta.pdf)

<sup>2</sup> <http://www.bioforumschweiz.ch> > Forum.

# Aus Verantwortung für unsere Kinder und eine intakte Umwelt.

**HiPP**

Das Beste aus der Natur.  
Das Beste für die Natur.



Claus Hipp

Stefan Hipp

Was vor über 50 Jahren mit dem Bio-Anbau begann, wird in allen Bereichen des Unternehmens gelebt. Der sorgsame Umgang mit Umwelt und Ressourcen, ein respektvolles Miteinander und höchste Qualität sind Anforderungen, mit denen HiPP gewachsen ist und die untrennbar mit dem Namen HiPP verbunden sind. Mit sorgfältig hergestellten Produkten übernehmen wir die Verantwortung gegenüber unseren Kindern und der Umwelt, in der sie groß werden.

Dafür steht der Name HiPP und dafür stehe ich mit meinem Namen.

*Claus Hipp*

Die Zukunft mitgestalten im Einklang mit der Natur.

## Ressource Wasser



Senkung des Wasserverbrauchs um 70% in den letzten 20 Jahren durch technische Innovationen

## Nein zu Grüner Gentechnik



Aus ökologischen und ethischen Gründen und zur Erhaltung der biologischen Vielfalt

## Erneuerbare Energiequellen



Das langjährige Engagement für den Klimaschutz ist mit dem Deutschen Solarpreis 2011 ausgezeichnet worden.

## Klimafreundliche Produktion



CO<sub>2</sub>-neutrale Energiebilanz durch den Einsatz erneuerbarer Energien und Unterstützung weltweiter Klimaschutzprojekte

Mehr dazu unter [www.hipp.ch](http://www.hipp.ch)

Vom 22. bis 24. Juni 2012 findet in Zofingen der traditionelle Bio Marché statt.

Wie gewohnt lädt das Bioforum Schweiz bei dieser Gelegenheit zum Biogipfel und zu seiner Hauptversammlung ein.

## Hauptversammlung 2012

Samstag, 23. Juni 2012, 10.30 Uhr, im Rathaus Zofingen

### Traktanden:

- |                                   |                                     |
|-----------------------------------|-------------------------------------|
| 1. Protokoll der HV vom Juni 2011 | 5. Tätigkeitsschwerpunkte 2012/2013 |
| 2. Jahresbericht des Präsidenten  | 6. Wahlen                           |
| 3. Jahresrechnung 2011*           | 7. Verschiedenes                    |
| 4. Budget 2012*                   |                                     |

\* Jahresrechnung und Budget werden an der Sitzung verteilt.

## Biogipfel 2012

Samstag, 23. Juni 2012, 13.00 bis ca. 16.00 Uhr, Rathaus Zofingen

### Was heisst hier «Bio»? Das Business zwischen Zorn und Zärtlichkeit

Anhand von Ausschnitten aus dem Film «Zwischen Zorn und Zärtlichkeit – Die Geschichte des Biolandbaus in der Schweiz» von Benno Hungerbühler und Thomas Alföldi diskutieren wir über:

- Die Bewegung des Bio-Landbaus und die Rolle des Bioforums.
- Frauen als tragende Säulen des wahren Bio
- Weshalb spielt die Frage der Gesundheit von Boden, Nahrung und Mensch im Bio-Landbau kaum mehr eine Rolle?
- Wie wurde aus einer hoffnungsvollen gesellschaftlichen Bewegung ein «knallhartes Geschäft»?
- Der gegenwärtige Trend zur Konventionalisierung der Bio-Landwirtschaft und Schritte in eine bio-logischere Zukunft.

### Auf dem Podium und mit Ihnen diskutieren:

*Emanuel Mahler*, Biopionier, Mahler & Co., Bio-Online-Shop; *Stefan Kausch*, ehem. Leiter bei Coop Naturaplan, heute pluswert gmbh, Chur; *Manuela Lerch*, Bio-Landwirtin; *Maria Jakob*, Bio-Landwirtin; *Lorenz Kunz*, Bio-Bauer, Permakulturhof Frohberg

### Nach dem Biogipfel wird ein Apéro offeriert.

Der Vorstand des Bioforums Schweiz lädt herzlich zu diesen Veranstaltungen ein.

## Impressum

**Kultur und Politik erscheint im 67. Jahrgang**

**Vierteljahreszeitschrift**

**Herausgeberin** ist das Bioforum Schweiz

### Geschäftsstelle Bioforum Schweiz:

Wendy Peter  
Wellberg, 6130 Willisau  
Telefon 041 971 02 88  
bio-forum@bluewin.ch

**Redaktion:** Markus Schär, Wendy Peter, Nikola Patzel, Werner Scheidegger  
redaktion@bioforumschweiz.ch

### Redaktionskommission:

Claudia Capaul, Christian Gamp, Nikola Patzel, Wendy Peter, Markus Schär, Werner Scheidegger, Jakob Weiss

**Fotos:** Siehe Quellenangaben

### Inserate:

Telefon 041 971 02 88 (Geschäftsstelle),  
inserate@bioforumschweiz.ch

### Mitgliedsbeitrag inkl. Abo:

SFr. 60.– bis 100.–  
Auslandsabo: 40 Euro

### Layout und Druck:

Druckerei Schürch AG, Huttwil

### Redaktionsschluss für K+P 3/12:

15. August 2012

### Für aktuelle Infos:

[www.bioforumschweiz.ch](http://www.bioforumschweiz.ch)

### Ich/wir abonniere/n «Kultur und Politik» und werden damit automatisch auch Mitglied des Bioforums Schweiz

- als Einzelmitglied für 60 Franken / 50 Euro im Jahr.  
 als Familie für 80 Franken / 70 Euro im Jahr.  
 als Firma oder Institution für 100 Franken / 90 Euro im Jahr.

Vorname: \_\_\_\_\_

Nachname: \_\_\_\_\_

Strasse / Nr.: \_\_\_\_\_

PLZ / Wohnort: \_\_\_\_\_

Bitte Talon ausschneiden und einsenden an:

Bioforum Schweiz, Wendy Peter, Wellberg, 6130 Willisau

AZB CH-6130 Willisau  
PP/Journal